Sch. W. deutsche
~~B. L. ital.~~ p. 326. —

P. O. germ
784-9

4889. a.

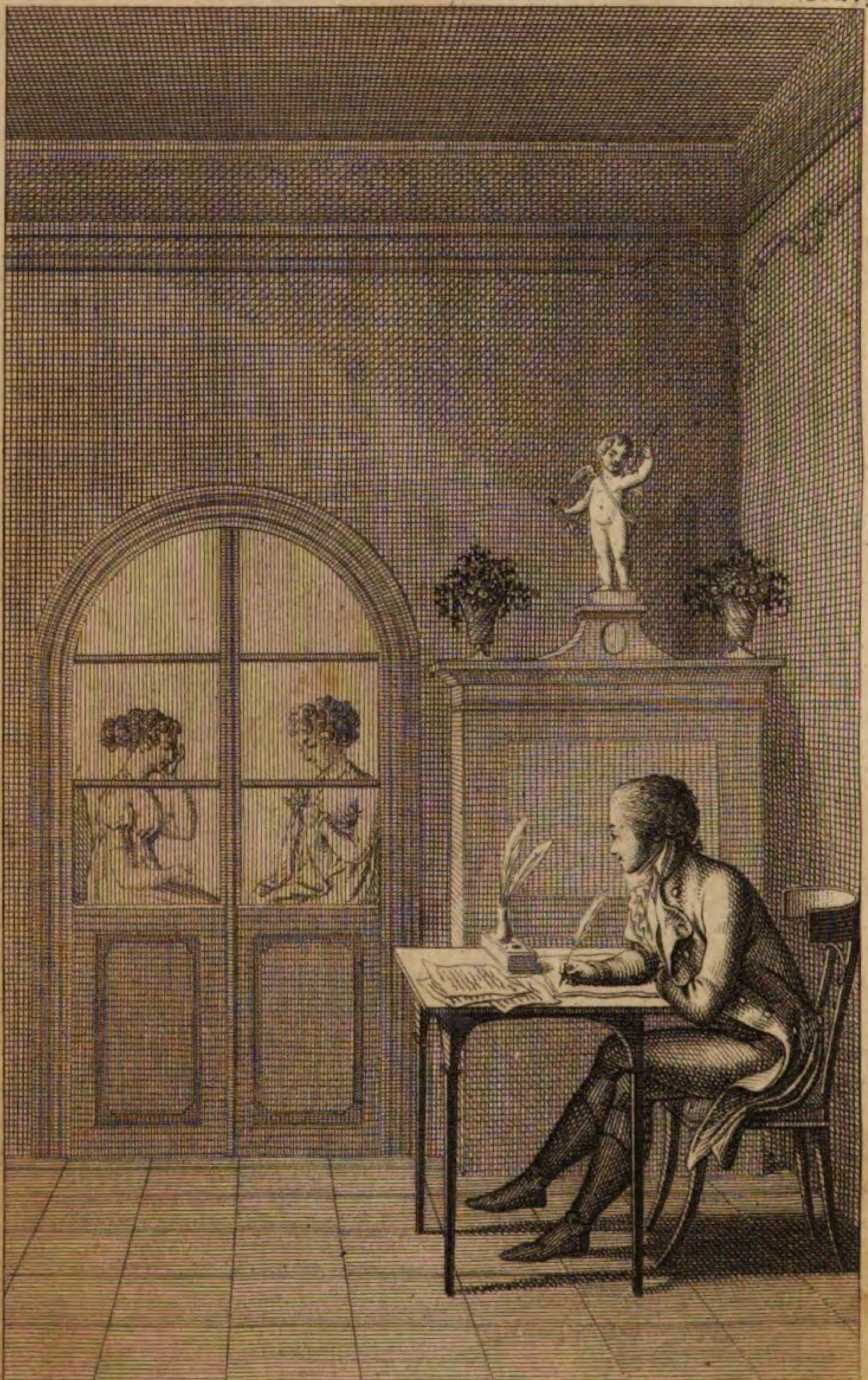
<36605418150013

<36605418150013

Bayer. Staatsbibliothek

P. O. germ.
784.

S. 249



W B Jury d. & sc.

Kleine Romane
und
moralische Erzählungen.

Von
August Lafontaine.

Neunter Theil.

Verbesserte und vermehrte Ausgabe.

Berlin,
bei Joh. Daniel Sander.
1802.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Kleine Romane
und
moralische Erzählungen.

Neunter Theil.

Vorrede.

Mit diesem neunten Bändchen beschließt der Verfasser die gegenwärtige Sammlung.

Die im Verzeichnisse des Inhalts (am Schlusse) mit einem * bezeichneten Erzählungen und kleinen Romane standen vorher zerstreuet in Zeitschriften und Taschenbüchern: nahmentlich in der Deutschen Monatsschrift, in den Erinnerungen 2c. von F. Rochlitz, in der Flora, und in den Ru-

hestunden rc.; ferner in Beckers Taschenbuche, in dem Romanen-Kalender, herausgegeben von Reinhardt, in dem Taschenbuch für Damen (Tübingen, bei Cotta), in dem Taschenbuch auf 1800 (Berlin, bei F. Vieweg), und in dem Taschenbuche, der Liebe und Freundschaft gewidmet (Bremen, bei Wilmanns.)

Die unbezeichneten wurden in den moralischen Erzählungen des Verfassers, (vier Bände) zuerst gedruckt; das Mädchen auf Freiersfüßen (N. XXIII.) ausgenommen, welches hier zum ersten Mal erscheint.

Einige andre Erzählungen, die in den Jahrgängen 1799—1801 von Beckers Taschenbuche stehen, (Glück aus Unglück, das

Opfer und die Hundsgrotte bei Puzzuolo) findet der Verfasser des Aufbewahrens nicht werth; und noch einige andre, in eben diesem Taschenbuche, sind nur Fragmente aus einem Roman: Diogenes von Sinope, den er vielleicht in der Folge einmal vollendet.

Damit die Käufer der vier Bände moralischer Erzählungen nicht eine unvollständige Sammlung besäßen, hat der Verfasser noch einen fünften und sechsten Band dazu drucken lassen, so daß nun beide Sammlungen, die eben genannte und die gegenwärtige, dasselbe enthalten, doch mit dem Unterschiede, daß in der letzteren das Meiste beträchtlich verbessert worden ist.

Gegen eine, ohne Angabe des Druck-

orts herausgekommene, Sammlung, sogenannte Neue moralische Erzählungen, erklärt sich der Verfasser hier noch einmal bestimmt, als gegen einen gänzlich wider seinen Willen gemachten Nachdruck.

XX.

Die Intrigue.

Die Intrigue.

„Setze dich, mein liebes Kind," sagte der Herr von Dresch mit einem kleinen Kopfneigen und einem höflichen Lächeln zu seiner Tochter. „Du kannst glauben, Lottchen, daß ich mit dir sehr zufrieden bin, selbst mit dem leidenschaftlichen Zufahren, mit der Empfindsamkeit: sie geben dem Gesicht etwas Interessantes; sie sind gleichsam die duftende Blüthe der Jugend. Nur muß die Blüthe die hervorkommende Frucht nicht hindern wollen! . . . Du verstehst doch, was ich mit dem Vergleiche sagen will?" fragte er, und wiegte sich mit Selbstgefallen in dem Sofa.

Nein, lieber Vater, antwortete seine Tochter.

„So will ich mich näher erklären. Ich höre, du liebst einen jungen Mann, den Herrn

von Berg. Wirklich, mein Kind, ich finde das sehr natürlich. Du wurdest bei deiner Tante auf dem Lande erzogen, und lebtest mehr in ihren Ideen, als in der Welt; du hattest lange Weile; du . . ." —

Um Vergebung, lieber Vater, ich hatte nie weniger lange Weile, als eben bei meiner theuren Tante.

„Darüber wirst du erst nach Jahren urtheilen können, mein Kind. Jetzt laß uns einmal annehmen, du *hattest* lange Weile. Da kam der Herr von Berg, ein junger, hübscher Mann, mit Talenten, und mit Eigenschaften, die fast jedem jungen Mädchen gefallen. Er liebte dich, und du ihn. Da ist in der That nichts zu verwundern; es würde mich befremden, wenn es in deiner Lage anders gewesen wäre. So, oder auf eine ähnliche Weise, ging es zu, mein Kind: nicht wahr?"

Ja, mein Vater, ich liebe ihn; er ist ein edler Mann.

„Darüber ist kein Streit, mein Kind; das sagen sogar seine Feinde von ihm. Auch find' ich deine Liebe natürlich. Du wirst doch aber

der Erfahrung deines Vaters zutrauen, daß er weiß, was zu dem Leben in der Welt gehört, daß er es besser weiß, als du?" Er warf einen fragenden, listigen Blick auf seine Tochter. „Es fehlt dir nicht an Geist," fuhr er fort, um die Anmaßung zu mildern, welche ihm in seiner Aeußerung zu liegen schien; „aber Menschenkenntniß, Weltkenntniß, liebes Lottchen, bekommt man erst in der Welt, unter den Menschen. Sieh; auf dem Lande, in der Einsamkeit, glaubt man mit seinem Herzen überall auszureichen; hier aber auf dem schlüpfrigen Boden der großen Welt, des Hofes, hier braucht man, um fortzukommen, das kälteste Nachdenken, die ruhigste Besonnenheit. Und eben darum . . ." —

Darum, liebster Vater, sollten Sie mich wieder auf das Land gehen lassen, für das ich erzogen bin. Ich liebe die große Welt nicht.

„Das begreife ich, sagte der Vater lächelnd, und mit einer kleinen Verbeugung; auch tadle ich das nicht. Aber wenn du glaubst, du würdest das Leben in der Welt niemals lieben, weil du es jetzt nicht liebst, so ist das

eine Inconsequenz, die ich diesen dunkeln Augen zu gute halte. Lieben junge Leute die große Welt nicht, so rührt es fast immer davon her, daß sie sich unbeholfen darin fühlen. Wer sich zu benehmen wußte, hat sie noch immer lieben lernen; und dir, Lottchen, prophezeie ich, daß du, wenn du nur willst, bald fester stehen wirst, als deine Schwester. Ich mache dir da ein nicht kleines Compliment!" setzte er hinzu, weil er sah, daß seine Tochter nicht einmal lächelte.

„Als Unterhaltung auf dem Lande," fuhr er nach einer Pause fort, „habe ich deine Liebe nicht ungern gesehen. Doch hier, mein Kind, muß ich dich bitten, sie aufzugeben. Es wird dir Mühe kosten, das weiß ich. Aber versteh mich nicht unrecht, Lottchen! Ich fodere nicht, daß du gewaltsam brechen sollst. Herr von Berg besucht uns. Du siehst, ich zeichne ihn sogar aus, um dir Vergnügen zu machen; und so bitte ich dich um die Gefälligkeit, den Umgang mit ihm nach und nach einschlafen zu lassen."

Bei diesen Worten standen Thränen in Lott-

chens Augen, und sie sagte schmerzlich: ach, mein Vater, glauben Sie denn, daß die Liebe sich ablegen läßt, wie ein Handschuh?

„So schnell nicht," antwortete der Vater aufrichtig und in Ernst; „aber wie ein Kleid, wie ein ganzer Anzug: nach und nach. Man zieht hier eine Nadel heraus, bindet dort ein Band auf, und so geht es. Ich bitte dich, Lottchen, schlage mir die kleine Gefälligkeit nicht ab. Deine Bestimmung ist, am Hofe zu leben, durch eine Heirath dein Glück zu machen. Der Herr von Berg ist arm, und meine Güter, das weißt du, bekommt dein Bruder. Du siehst, eine Heirath mit Berg ist für dich unmöglich, und Unmöglichkeiten muß kein Mensch verlangen. Jetzt laß dich anziehen. Wir fahren zur Cour."

Lottchen wollte noch etwas sagen; ihr Vater stand aber auf, verbeugte sich, und klingelte. Nun ging sie mit schwerem Herzen in ihr Zimmer.

Das arme Mädchen fand in ihres Vaters Hause keinen Menschen, an dessen Herzen sie ihre Thränen weinen konnte, nicht einmal ei-

nen, der ihre Thränen vor Spöttereien sicherte. Sie hatte ihre Jugend bei ihrer Tante verlebt: einer vortrefflichen Frau, die in der großen Welt nur geistreicher, nicht kalt geworden war. Einsamkeit, die Natur, eine ausgesuchte Bibliothek, ein kleiner Zirkel von fühlenden Menschen gaben Lottchens Herzen Stärke und Tugend, ihrem Geiste eine gerade Bildung, und ihren Sitten eine einfache, feine Politur. Nun wurde sie bekannt mit dem Herrn von Berg, dem Besitzer eines kleinen Gutes, einem edlen, jungen Manne, den die Tante ungemein schätzte. Er liebte das Fräulein von Dresch, ohne je seine Liebe zu verrathen. Sie sah, wie viele Gewalt er sich anthat, zu schweigen; und das Opfer, welches er ihr dadurch brachte, wirkte vielleicht mehr auf ihr Herz, als es ein Geständniß seiner Liebe hätte thun können. Lottchen war die muthmaßliche Erbin ihrer reichen Tante, und Berg hatte nur ein geringes Vermögen: das hielt ihn zurück. Nach mannichfaltigen Versuchen, Herr seiner Liebe zu werden, hielt er es für nöthig, den Umgang mit Lottchen

zu vermeiden, weil er auf einem Spaziergange mit ihr sein Geheimniß beinahe verrathen hätte. Er kam allmählich seltner zum Besuch, und zuletzt blieb er immer nur höchstens eine Stunde. Der Tante war das unangenehm. Sie sprach darüber mit ihrer Nichte, wollte das, was diese zur Entschuldigung des jungen Mannes sagte, nicht gelten lassen, und nannte ihn wetterwendisch. Die Nichte vertheidigte ihn eifrig, und dabei entfiel ihr eine Wendung, über welche die Tante sie lächelnd ansah, und das Gespräch abbrach. Nach einiger Zeit kam Herr von Berg wieder öfter. Er wurde heiter, dreister, und bewarb sich jetzt um Lottchens Vertrauen, um ihre Freundschaft. Die Tante hatte nichts dagegen; vielmehr zeigte sie ihrer Nichte völligen Beifall, und helle Aussichten der Hoffnung. Lottchen folgte nun dem Zuge ihres Herzens, und Berg erklärte ihr mit Erlaubniß der Tante seine Liebe. Die holde Verwirrung, in die sie gerieth, ein sanfter Händedruck, ein zärtlicher Blick, und endlich ein leises von ihren Lippen hervorgehauchtes Ja zeigten ihm die Ge-

fühle ihres Herzens. Bald nachher starb die Tante schnell an einem Schlagflusse. Sie hatte kein Testament gemacht; das Vermögen wurde also getheilt, und Lottchen mußte von dem glücklichen Lande weg zu ihrem Vater in die Stadt ziehen. Welch ein Unterschied zwischen den weichen Teppichen der Wiesen, und den bunten in ihres Vaters Sälen! zwischen dem schimmernden Morgen- und Abendroth, und den blitzenden Kronleuchtern; zwischen dem erheiternden Schlüpfen, Sumsen, Fliegen, Tanzen, Zwitschern der tausend lebendigen Wesen am Busen der Natur, und dem lästigen Gedränge, dem Verläumden in ihres Vaters Gesellschaften, Concerten und Bällen! welch ein Unterschied zwischen der vertrauensvollen Liebe ihrer Tante, ihrer Freunde, und der kalten, immer intriguirenden Höflichkeit ihres Vaters und ihrer Geschwister!

Lottchen hatte geglaubt, sie würde von ihrem Vater und ihren Geschwistern geliebt; denn acht Tage hindurch — so lange lebte Dresch mit seinen beiden andern Kindern in jedem Frühling bei der Tante und Lottchen — konn-

te die zarte Höflichkeit, die anmaßungslose Gefälligkeit der Familie die Gestalt der Liebe wohl annehmen. Aber mit dem ersten Schritte in das väterliche Haus sah Lottchen, daß es nur die Gestalt der Liebe war, von der sie empfangen wurde. Sie schluchzte vor Schmerz über den Verlust ihrer Tante, deren Bild der Anblick ihrer Verwandten in ihrem Herzen erneuerte, und fiel ihrem Vater um den Hals. In diesem Augenblicke gab der Vater ihr einige Regeln über ihr Benehmen in der großen Welt; und anstatt die Betrübte an seine Brust zu drücken, befahl er einer Kammerjungfer, sie zu frisiren. „Liebes Kind," sagte er; „ich habe Mitleiden mit dir: allein Klagen um den Verlust einer geliebten Person werden dem Fremden leicht langweilig. Die erste Regel der Menschlichkeit ist, nie lästig zu werden." Lottchens Thränen blieben in ihrem Herzen stehen.

Ihre Schwester führte sie in ihr Zimmer. Sey mir tausendmal willkommen, liebste Schwester, sagte diese dem betrübten Mädchen, und drückte es an ihre Brust. Lottchen erwie-

derte die Umarmung mit einem sich gänzlich hingebenden Herzen. Nicht Thränen der Betrübniß benetzten ihre Augen, sondern Thränen der Zärtlichkeit, der Freude, daß ihre Schwester sie herzlicher aufnahm, als ihr Vater. O, wie will ich dich lieben, Henriette! sagte sie, und warf sich an die Brust ihrer Schwester. Aber — Henriette fing an ganz kalt von ihren Gesellschaften zu reden, und bat sie, mit dem Anziehen zu eilen.

Gegen Abend kam der Bruder. Er sagte Lottchen einige sehr artige Worte über ihre Gestalt, witzelte sehr bitter über Henrietten, und ging dann wieder. „Liebt er dich nicht?" fragte Lottchen. — Recht sehr; wir sind die besten Freunde. — „Aber seine Anmerkungen über dich . . ." — Ha! ha! ha! liebes Kind. Er ist ein satirischer Kopf. Wenn er in Laune ist, verschont er sogar den Vater nicht. Das hat aber nichts zu bedeuten. Es wäre mir lieb, wenn ich ihm die Kunst ablernen könnte. Man betet ihn an; denn nichts, gar nichts, und wäre es auch das Ehrwürdigste

in der Welt, ist vor seiner Zunge sicher. — Das war die Unterhaltung des ersten Tages.

Am folgenden Morgen sollten Karten abgegeben werden. Vor Zeiten, sagte der Bruder, als er sie schrieb, mußte man sein Herz oder sein Vermögen theilen, um einen Freund zu haben; jetzt hat man es sich bequemer gemacht: man läßt für einen Thaler Freundschaften von dem Karten-Fabrikanten holen, und macht ein Paar Pferde [illegible]. Wie Fürsten sich durch einen Amba[illegible]r verheirathen, so schließen wir unsere Freundschaften durch einen Ambassadeur, durch den Bedienten, der die Symbole der Freundschaft abgiebt. Ich finde das klug und tugendhaft; denn — ist es eine Kunst, der Freund dessen zu seyn, der sein Vermögen mit mir theilt? Wahrhaftig nicht, ob ich gleich zugestehe, daß es eine große Kunst ist, sein Vermögen wegzugeben. Wir aus der feinen Welt sind weit tugendhafter, weit uneigennütziger; wir schenken unsere Freundschaft einem Menschen, sogar ohne ihn zu sehen, wenn er nur eine Karte abgiebt. Man könnte sagen, dies wäre das

Jahrhundert des Papiers oder der Tugend — was ganz einerlei ist. Unsere Tugend haben wir auf Papier, recht deutlich gedruckt und mit Kupfern geziert; unsre Freundschaft besteht in Karten von etwas dickerem Papier, der Himmel mag wissen warum: ob unsere Freundschaft oder unsere Tugend sich leichter durchgreifen läßt? So ist es dahin gekommen, daß unsere Tugenden und unsere Freundschaften auf den Toiletten zwischen Schminkbüchsen und Puderschachteln liegen. Man sollte jedem Todten ein Dutzend Romane und ein Paar hundert Freundschaftskarten in den Sarg geben, damit er sie bei dem heiligen Petrus als Einlaßzettel gebrauchen könnte.

Henriette lachte; Lottchen fand mit Betrübniß, daß er nicht Unrecht hatte. Er fuhr fort: Papiergeld, Papieradel, Papiertugend, Papierfreundschaft. In der That, man hat dafür gesorgt, daß der Mensch demüthig bleiben soll: das alles entsteht ja aus Lumpen.

Lottchen fand in diesem satirischen Ausfall ihres Bruders sogar einen Grund ihn zu achten. Ach, sie wußte nicht, daß man über

Dinge spotten kann, ohne sie lächerlich zu finden. „Hat er denn nicht Recht?" fragte sie ihre Schwester. „Denn die Einsamkeit, das Landleben . . ." — Henriette lachte noch lauter.

Die Einsamkeit, fuhr er komisch feierlich fort, ist die Muter der Tugend. Man verläumdet nicht, man zankt, man intriguirt nicht, wenn man allein ist. Es wäre gut für unsere Tugenden, wenn das Schicksal jedem Menschen eine kleine Insel angewiesen hätte, auf der er leben müßte, wie ein Robinson. Und das Beste, was sich vom Landleben sagen läßt, ist das: dort entstehen die Tugenden gerade aus eben dem, woraus hier die Laster entstehen; aus langer Weile: — so wie der Dünger hier nichts giebt als üblen Geruch, und auf dem Lande Segen und Ernten. Siehst du? sagte Henriette: laß ihn nur auf das Land kommen! — Warum? erwiederte er: was hast du? Wenn ich mich acht T-ge bei der Tante aufhielt, war ich da nicht eben so beschäftigt, wie hier? Hier laufe ich an eine Toilette, und sehe zu, wenn ein bleiches Gesicht Roth

auflegt; dort sah ich es im Großen, wenn der Himmel sich mit seinem Morgenrothe bemahlte. Ich bin so gut die Alleen mit auf- und niedergegangen, wie Lottchen selbst, und habe mich nicht einmal über die Mückenstiche beklagt. Was thu' ich hier anders? Ich laufe die Alleen der feinen Welt auf und ab, und trage hier und da die Mückenstiche der Medisance. Wir thun mit unsern Geschäften gerade so groß, wie Lottchen mit ihren Boskets, ihrem Schatten, ihrem Morgen- und Abendroth, der Musik der Nachtigallen und der Kuhglocken. Auf dem Lande fand ich wieder, was ich hier verließ. Eben die Etikette, die wir hier bei einer Cour beobachten, war auch dort, wenn wir bei dem Abendroth zur Cour gingen. Die Tante war die Oberhofmeisterin, und ich hätte niemanden rathen wollen, zu lachen. Ein wenig langweilig ist Beides; aber daran ist weder das Abendroth, noch der Fürst Schuld. Es kommt alles auf die Gewohnheit an; und wenn Lottchen klug ist, so findet sie hier wieder, was sie beweint: einen Saal voll Sterne, Landschaften an den Wänden,

und den Spaß obendrein, über das Alles lachen zu können. Hier sind deine Karten, mein Kind. Fahr hin! sagt der alte Galotti zu Emilien; und ich sage eben so: fahr hin! damit das Ding sich endigt wie eine Tragödie.

Lottchen schwieg, und fuhr aus, sich anzukündigen. Von diesem Augenblicke an wurde sie durch den Wirbel der Gesellschaft fortgerissen, ohne den mindesten Theil daran zu nehmen. Sie betrug sich besser, als ihre Verwandten vermuthet hatten, eben weil sie an gar nichts Theil nahm. „Du bist ein Genie, liebes Lottchen," sagte der Vater nach einigen Tagen bei Tische. „Diese Leichtigkeit des Anstandes hätte ich dir nicht zugetrauet. Ihr Landmädchen seid entweder blöde, oder anmaßend; du aber warest beides nicht."

Sie war, sagte der Bruder ernst, was man seyn muß, unbedeutend, wie wir es Alle sind. Ein Genie nicht, lieber Vater, wenn Sie erlauben; denn das paßt überall hin, nur nicht in unsere Zirkel, weil es sogar die Unbedeutenheit übertreiben würde. Lottchen nahm sich gut, das ist wahr. Man nimmt

sich nie besser, leichter und freier, als bei Leuten, die man nicht achtet. —

„Meinst du," fragte der Vater ihn scharf, „daß dies Lottchens Fall gewesen ist?"

Behüte mich der Himmel! Sie haben mich nur nicht endigen lassen. Ich wollte sagen: man ist nie freier, als bei Menschen, die man nicht achtet. Da das nun Lottchens Fall nicht seyn kann, so begreife ich nicht, wie sie zu dieser Leichtigkeit des Anstandes gekommen ist: einer Tugend, deren Werth der Moralist nur darum nicht achtet, weil er sie selbst nicht hat.

„Es scheint mir, als ob deine Satiren seit einiger Zeit nicht mehr die Originalität hätten, wie sonst, mein Sohn."

Wenigstens, mein Vater, gebe ich mir alle ersinnliche Mühe, meine Satiren, wie es Ihnen sie zu nennen beliebt, unbedeutend zu machen; und, um auf das vorige Gespräch zu kommen — Lottchen hat den Charakter, der in der großen Welt gilt, wohl gefaßt: Unbedeutenheit.

So war der Ton zwischen Vater und Sohn.

Der Sohn satirisirte ewig über den Hof, und dennoch liebte er ihn. Er kannte die Laster, ohne sie zu hassen; die Menschen waren ihm verächtlich, weil er Kopf und ein böses Herz hatte.

Unter diesen Menschen konnte Lottchen sich nicht glücklich fühlen. Ihr Bruder unterhielt sie zwar; sie zitterte aber vor ihm, wenn er sein Gift auch auf die ehrwürdigsten Gegenstände der Menschheit sprützte. In diesem Zustande, einer kalten Bedrückung ihres Herzens, wurde ihre Liebe zu dem Herrn von Berg eine hohe Leidenschaft. Alle ihre Gefühle zogen sich in diesen einzigen Punkt ihres Herzens zurück. Sie sah ihren Geliebten als den Befreier von ihrem Elend an; und dieser Gedanke gab ihr auch Muth, ihre Lage zu ertragen. Jetzt kam Berg in die Stadt. Er ließ sich bei dem Herrn von Dresch melden, und wurde angenommen. Dieser warf einen lächelnden Blick auf Lottchen, den sie ganz falsch als ein gutes Vorbedeutungszeichen auslegte, weil sie nicht wußte, daß ein solches Lächeln bei ihrem Vater fast immer Nein be-

deutete. Man nahm den jungen Mann sehr höflich auf, und, was dem armen Lottchen die schönsten Hoffnungen gab, ganz bestimmt als ihren Freund.

Man empfing den Herrn von Berg im großen Saale; selbst den Liebling des Fürsten hätte man nicht ehrender aufnehmen können. Lottchen begriff nicht, warum man den armen, unbedeutenden Mann so auszeichnete; und sie würde auch daraus Hoffnungen geschöpft haben, wenn ihr Bruder nicht gesagt hätte: Jubeljahre, Jubelhochzeiten begeht man darum so feierlich, weil sie in einem Jahrhundert nur Einmal kommen; kämen sie öfter, so würde man sie in dem Wohnzimmer abthun.

Der Vater war bei dem Besuche feierlich höflich, und so dankbar für des jungen Mannes Freundschaft gegen Lottchen, daß dieser nicht zehn Worte reden konnte. Berg war entschlossen gewesen, zu äußern, daß er seine Freundschaft mit Lottchen fortsetzen wolle; doch da er jeden Augenblick der Bitte darum von dem Vater selbst entgegensehen konnte,

so schwieg er. Der Vater kam nicht zu dieser Bitte, und die Zeit des Besuches war abgelaufen.

Bei dem Abschiede überschüttete Dresch den jungen Mann mit einem Strome von Complimenten, und ließ ihn nicht zu Worte kommen. Lottchen, die aus ihres Bruders Anmerkungen die Absicht ihres Vaters schon errathen hatte, faßte endlich Muth zu einer Unschicklichkeit. Sie sagte bei dem Abschiede mit bebender Stimme: wir hoffen, Sie wieder zu sehen, Herr von Berg. „Mein Kind,“ sagte der Vater, „das bedarf bei unserm Freunde wohl des Erinnerns nicht; es versteht sich von selbst.“

Berg ging, und der Vater fuhr freundlich fort: „nur du allein, Lottchen, durftest ihn nicht an das Wiederkommen erinnern; jeder andre von uns konnte es thun!“ Und nun äußerte er ein kleines Mißfallen, das freilich nur in einigen sauren Mienen bestand.

Berg wurde nach einigen Tagen zu einem glänzenden Diner gebeten. Auch das gab Lottchen keinen Trost; denn sie konnte wieder nicht

zehn Worte mit ihm sprechen: so sehr wurde er von ihrem Vater beschäftigt. Berg setzte seine Besuche fort, und der Vater konnte nicht immer zugegen seyn. Auch trieb Lottchen ihren Vater durch das freie Geständniß ihrer Liebe zu einem entscheidenden Schritte, der aber in weiter nichts bestand, als in der Unterredung, die wir zu Anfange erzählt haben.

Lottchen konnte den Rath, ihre Liebe nach und nach ersterben zu lassen, unmöglich befolgen; sie gab ihr Herz dem Manne, den sie liebte, noch inniger hin: doch nur ganz verborgen, in den Stunden der Einsamkeit; öffentlich suchte sie ihrem Vater so gehorsam zu seyn, als es ihr möglich war. Sie mußte wenigstens in der Idee ein Herz haben, an dem das ihrige schlagen konnte; denn an den Herzen ihrer Verwandten erstarrte es nur. Ihren Bruder hielt sie für das, was er war: für einen herzlosen Spötter alles Großen und Edeln, wie des Kleinen und Lächerlichen. Er verfolgte mit seinem Witz ihre Thränen, ihre Liebe, ihre schönsten Empfindungen. Die Liebe verglich er mit den Statüen alter Götter.

Auswendig, sagte er, sind sie von Gold, Elfenbein oder Silber, und haben den Charakter des Göttlichen; inwendig aber ist ein häßliches Gerippe von Eisenstangen, mit Werg und Lumpen umgeben. — Die Ewigkeit, sagte er ein andermal, ist der Regenbogen, den eine glänzende Phantasie bei Unglück, dem schlechten Wetter des Lebens, um das Leben zieht. Bunte, hübsche Farben, die der Unwissende für wirklich hält. So wie jedes Auge seinen eigenen Regenbogen sieht, so hat jeder Mensch seine eigne Ewigkeit. — Ihm war sonst nichts auf der Erde und an dem Menschen groß, als Witz und spottende Kälte. Kein Wunder, daß Lottchen ihn sehr bald verächtlich fand.

Ihre Schwester Henriette war weniger schlecht; doch trieb sie sich immer nur in dem Kreise des Putzens und der Gesellschaften umher, und hielt es für sehr lächerlich, daß das Leben mehr seyn solle, als eine Gesellschaft, worin man zu glänzen sucht. Der Vater, dieser feine Hofmann, fand, daß Thränen und ein kleiner Enthusiasmus dem Gesicht etwas

Pikantes geben. „Aber, liebes Lottchen,“ setzte er hinzu; „man muß es wie Medicin gebrauchen: selten, und nur im Falle der Noth.

Was blieb dem armen Mädchen bei dieser Kälte ihrer Verwandten übrig, als sich desto fester an das einzige warme Herz zu hängen, das sie hier zu finden wußte? Des Bruders Satiren, der Schwester Lachen, des Vaters feine Bemerkungen gingen alle an ihrer Liebe verloren. Bergs Besuche zu verbitten, fand der Vater zu unhöflich; man ließ ihn also aus- und eingehen, überhäufte ihn mit Artigkeiten, hinderte ihn aber, einen Schritt weiter zu kommen.

„Das Ridicüle muß helfen!“ sagte der Vater lächelnd. Man fing an, über Lottchens Liebe und Thränen zu spotten, gewann aber dadurch weiter nichts, als daß sich ihr Herz gewaltsam verschloß. Es kam eine gewisse Bitterkeit in ihre sonst so reine Seele; und diese Bitterkeit äußerte sich auch durch eine Art von Trotz gegen ihre Verwandten.

Lottchen fing an, ihre Thränen und ihre Liebe mit allen ihren Empfindungen zu ver-

bergen; sie suchte in Gesellschaften den Leichtsinn, das Flatterhafte ihrer Schwester nachzuahmen. Der Vater erklärte nun, sie wäre von ihrer Thorheit geheilt; doch als man auf den Hauptpunkt kam, daß sie sich dem Liebling des Fürsten, der sie auszeichnete, nähern sollte, sagte sie trocken: das will ich nicht. Ihr Vater stellte ihr vor, welche glänzende Aussichten die Verbindung mit diesem mächtigen Manne für sie selbst, und für ihre Familie eröffnete; sie antwortete kalt: das kann ich nicht! Er ließ sich sogar zum Bitten herab, und sagte: „liebes Lottchen, mache deinen Vater glücklich; du kannst es!" Diese wenigen Worte hätten Lottchen Anfangs zu Allem in der Welt gebracht, und erschütterten sie auch jetzt noch; allein die Erbitterung, die nun schon in ihrem Herzen war, hinderte ihre volle Wirkung. Sie fühlte zu tief, zu deutlich, daß sie sich für ihres Vaters Eitelkeit aufopfern sollte. Es drangen Thränen — seit langer Zeit die ersten, die jemand sah — aus ihren Augen; aber sie schwieg.

Der Vater verstand es nicht, eine solche

Minute zu benützen, ein solches Herz zu behandeln. „Es ist doch wahrhaftig ehrenvoller," setzte er schnell hinzu, „die Gemahlin eines so bedeutenden Mannes zu werden, als die Frau eines Bettlers — das Lächerliche abgerechnet, mein Kind, das in deinem Benehmen liegt!" Lottchen drängte ihre Thräne zurück; sie sagte leise: ich kann das nimmermehr! und wiederholte es noch einmal mit Festigkeit. Der Vater warf einen verachtenden Blick auf sie, und sagte mit Kopfschütteln: „du wirst dich besinnen!"

Man zog nun einige Damen mit in das Geheimniß. Berg wurde auf das unbarmherzigste lächerlich gemacht, und die Liebe des Mädchens als Empfindelei verspottet. Wie es gewöhnlich geht, wenn kalte Menschen ohne ein Herz solche Aufträge bekommen: — man übertrieb, um dem Herrn von Dresch seine Freundschaft zu zeigen. Lottchen wurde durch diese Ungerechtigkeit gegen den edlen Berg, und durch den Spott über ihre Liebe, noch mehr gegen ihre Verwandten erbittert. Sie sah ganz deutlich, daß man dieses Spiel an-

gestellt hatte, um sie von Berg zu trennen; und so fand sie einen Triumph darin, sich nicht von ihm trennen zu lassen. Wenn sie auch nicht bemerkt hätte, daß man sie überlisten wollte, so sorgte doch ihr Bruder dafür, daß sie es sehen mußte. Ihm, bei seinem immer regen und geschäftigen Geiste, war der Gang dieser Begebenheit noch viel zu einfach. Da er gar nichts Ernsthaftes zu thun hatte, so mischte er sich heimlich in alle Angelegenheiten der Familien, die er kannte, verwirrte sie, und hetzte alles gegen einander auf, um nur das Vergnügen zu haben, alles wieder in Ordnung bringen zu können. Seinem Vater mochte er am liebsten Hindernisse in einem Plane erregen, weil der sich sehr viel auf sein savoir faire, wie er es nannte, einbildete. Der Sohn hatte denn gewöhnlich den Triumph, daß der Vater zuletzt seine Zuflucht zu ihm nehmen mußte. Das war auch hier der Fall. Der Vater wollte durchaus den Geliebten der Tochter lächerlich gemacht haben; und der Sohn widersprach ihm, wie gewöhnlich. Jener bestand auf seinem Kopfe; und dieser ver-

rieth seiner Schwester Lottchen, was man vorhatte. Dann sagte er: sehen Sie, lieber Vater? Es kommt gerade, wie ich es vorher sah. Lottchen wird erbittert, und Berg gewinnt dadurch.

Herr von Dresch war in Verzweiflung über seine halsstarrige Tochter. Er begegnete dem Herrn von Berg so kalt, daß dieser äußerst selten wieder kam. „Nun denn!" sagte er; „es giebt doch Einen Weg zum Ziele." Der Sohn befürchtete wirklich, der Vater würde seinen Zweck erreichen. Er lächelte bedeutend. — „Was hast du?" fragte der Vater.

Nichts, mein Vater; außer, daß dieser Weg mir nicht so sicher scheint, wie Ihnen. Lottchen und Berg sehen einander jetzt selten: das ist wahr; allein Lottchen schreibt viel, und Briefe sind das Mittel nicht, ein Paar Empfindsame von einander zu trennen. Der Vater fand, daß der Sohn Recht hatte. „Nun denn aber!" fragte er. — Die Sache muß feiner angefaßt werden, erwiederte der Sohn. Wir müssen sie mit ihrem eigenen Herzen schlagen. — „Gut denn! ich übergebe dir Lottchen,

mein Sohn, wenn du es verstehst." — So handelte man hier über das Herz eines Menschen, weil man keins kannte.

Berg wurde nun wieder mit mehr Höflichkeit aufgenommen, und Henriette bekam die Rolle, sich an ihn zu drängen. Ihr Bruder setzte, da sie nicht wollte, ihre Eitelkeit in Bewegung. Er selbst zeigte durch einige Wendungen in einem Gespräche dem Herrn von Berg, daß er Antheil an seinem und seiner Schwester Schicksal nähme, doch ohne bestimmt darüber zu sprechen. Dann warf er einige Worte hin, durch die er zu verstehen gab, daß Henriette allein im Stande sey, ihren Vater zu Allem zu bewegen. Ich, sagte er, wirke auf meinen Vater nur durch meine ältere Schwester. Ein Paar Schmeicheleien — sie ist eitel, wie jedes Mädchen — kosten ja so wenig. Die mache ich ihr, und erhalte, was ich will.

Das Gespräch that seine Wirkung. Berg war von nun an Henriettens Gesellschaft beim Spiel, wie bei Tische, und suchte sie immer zu unterhalten. Sie kam ihm halb entgegen,

weil sie sein Benehmen für die Wirkung ihrer Reitze hielt; und das Vergnügen, die wichtige Sache, die ihrem Vater so sehr am Herzen lag, beendigen zu können, gab ihr großen Eifer für ihre Rolle.

Dem Bruder war es gar nicht darum zu thun, Lottchens Liebeshandel zu beendigen, der, wie er glaubte, zuletzt von selbst aufhören mußte. Wie immer, wollte er auch hier nur Menschen necken und die Angelegenheit verwirren, um lachen zu können. In dieser Absicht lobte er Henriettens feines Spiel, und wollte bemerkt haben, daß Berg sich immer nur mit ihr, und nicht mit Lottchen, beschäftigt hätte. Warum auch nicht, Jettchen! sagte er. Berg müßte ja wahrhaftig keine Augen haben, wenn er nicht den Unterschied zwischen dir und Lottchen sehen sollte. — Henriette setzte ihr Spiel mit doppeltem Muthe fort. Berg bezeigte ihr zwar nur vorzügliches Wohlwollen, eine sehr höfliche Aufmerksamkeit; ihre Eitelkeit aber und ihres Bruders Versicherungen machten diese Aufmerksamkeit in ihren Augen zu etwas ganz Anderem. Der Bruder

sagte in ihrer Gegenwart zu dem Vater: glauben Sie mir, Henriette hat den vollständigsten Sieg in Händen. Der Vater zweifelte; der Sohn behauptete es aber mit großer Zuversicht. Henriette ließ sich durch Eitelkeit in sein Netz locken; sie versicherte ihrem Vater, daß sie den Handel beendigen würde. Eben das hatte ihr Bruder gewollt. Nun mußte sie Wort halten, um sich nicht seinem Spott und den weisen Bemerkungen ihres Vaters auszusetzen.

Henriette bemerkte sehr bald, daß Bergs Höflichkeiten nur Höflichkeiten waren, und sie würde sich zurückgezogen haben, wenn ihr Bruder sie nicht immer mit sehr ernsthaften Versicherungen, daß ihr Spiel gut stehe, und dann mit Satiren, weiter getrieben hätte. Sie wagte also, was sie selbst für unmöglich hielt, und gab ihre unglückliche Rolle nicht auf, um nicht unter dem Spotte ihres Bruders eine noch üblere zu spielen. Jetzt machte der Bruder Lottchen aufmerksam auf Henriettens Betragen gegen Berg, und ließ sie fürchten, daß ihre Schwester eine unglück-

liche Leidenschaft für ihren Geliebten gefaßt habe. Das mußte Lottchen freilich sehr wahrscheinlich finden; und dabei wurde sie in allen Gesellschaften durch mancherlei Mittel so gänzlich von ihrem Geliebten abgeschnitten, daß sie zu keiner Erklärung mit ihm kommen konnte.

Es schien Lottchen zuweilen, als ob Berg eine Gelegenheit, sie zu sprechen, über einer Unterredung mit ihrer Schwester versäumte; sie hatte aber kein Mißtrauen gegen ihn, und sagte nur einmal im Vorübergehen: lieber Berg, ich bitte Sie um Schonung für das Herz meiner Schwester! — Seyn Sie unbesorgt, antwortete er lächelnd; das Herz ist hier nicht mit im Spiele, eben weil es, glaub' ich, nur ein Spiel ist. Das fiel Lottchen auf, und sie wurde sehr ernst. Als sie Henrietten genauer beobachtete, schien es ihr wirklich so. Sie suchte die Gründe dieses Spieles auf, und erschrak, als sie, wie natürlich, schnell darauf fallen mußte, daß ihre Schwester nur Liebe heuchelte, um sie von Berg zu trennen.

Mit tiefem Schmerze über die Feindselig-

keit

keit ihrer Verwandten, verließ sie die Gesellschaft, und ging auf ihr Zimmer. Henriette fand sie in Thränen, stellte sich aber, als ob sie das nicht bemerkte, und setzte sich an den Flügel, um eine Anglaise zu trommeln. Lottchen stand auf, lehnte sich still weinend auf den Stuhl ihrer Schwester, und sagte mit sanfter Stimme: „Henriette, weißt du zu den Thränen einer Schwester nichts anderes zu spielen?" Ihre Schwester spielte fort, und sagte, leicht hinwerfend: deine Thränen, Lottchen, sagst du ja selbst, sind deine Freude! — „Aber nicht diese, nicht diese; denn ich weine sie über dich!" — So? nun das ist sehr schwesterlich! — „Henriette, fühlst du denn niemals, daß ich deine Schwester bin?" — Bei diesem Vorwurfe stockte Henriette in ihrer Anglaise. Lottchen warf die Arme um ihren Hals, und sagte schluchzend: „ich bitte dich, Schwester, setze das grausame Spiel nicht fort, wozu dich gewiß ein elender, herzloser Mensch beredet hat. Ich liebe dich; und ist meine Liebe nicht so viel werth, daß sie den Spott deines Bruders aufwiegt?" Henriette empfand ihr Un-

recht, und erröthete vor Scham an Lottchens Herzen. Sie fühlte zum ersten Male Liebe zu der Verlaßnen, der Betrogenen, und war im Begriff, ihr alles zu entdecken.

„Sieh," fuhr Lottchen bewegt fort: „nicht als ob ich befürchtete, es möchte dir gelingen; nein, ich kenne den edlen Berg! . . . Doch, daß du, meine Schwester, Theil an einem so boshaften Complotte gegen mein Glück nehmen kannst: das zerreißt mein Herz."

Wie denn so? fragte Henriette mit harter Stimme. (Ihre Eitelkeit war beleidigt; sie mußte sich vertheidigen.) Complott? was meinst du denn? Daß man es dir nie recht machen kann, weiß ich. Nun siehst du einmal wieder deine empfindsamen Gespenster. Ich bin artig gegen den edlen Herrn; mich dünkt, das verdient eher Dank, als Vorwürfe.

Diese Härte in Henriettens Tone machte Lottchen kalt. Sie sagte nachdrücklich: „Ihr scheint eurer Sache gewiß zu seyn; aber glaube mir, Ihr werdet, wenn Ihr euer grausames Spiel gewinnt, keine Freude darüber haben! Wahrhaftig, Ihr wißt nicht, was Ihr thut."

Henriette verstand ihre Schwester nicht; sie hielt das für Trotz, was Gefühl des Elendes war. Mit den Worten: du bist wunderlich! setzte sie sich wieder an den Flügel, und fing einen neuen Tanz an. Lottchen wendete sich betrübt von ihr weg.

Hätte der Vater ihr geradezu erklärt: Berg kann niemals deine Hand bekommen; und hätte er sich dessen Besuche verbeten, so würde sie das zwar hart und grausam gefunden, sich aber dennoch unterworfen haben. Allein man wollte sie betriegen, man spottete ihrer Liebe, ihrer Thränen, ihres Unglücks; und so gab man ihr Veranlassung und das Recht zur Nothwehr. Nicht allein ihre Liebe, sondern auch ihr Selbstgefühl wurde angegriffen. Man wollte sie erniedrigen, überlisten; und sie erhob, sie vertheidigte sich. Dies konnte freilich nicht ohne Erbitterung gegen ihre Verwandten abgehen: eine unnatürliche Empfindung, gegen die sich ihr sanftes, verzeihendes Herz so lange gewehrt hatte.

Henriette war bei dem Vorwurf ihrer Schwester nicht ungerührt geblieben, und hatte

sich entschlossen, ihr Spiel aufzugeben; ihr Bruder hinderte es aber durch seine gleißenden Vorstellungen. Sie spielte fort, und, wie es schien, jetzt noch boshafter, weil sie versteckter spielte. Lottchen wurde noch mehr erbittert. Sie ging einmal mit Kälte und Festigkeit auf Berg zu, sagte ihm so laut, daß ihr Vater es hörte: „ich habe Ihnen etwas Nöthiges zu sagen," und führte ihn in ein Nebenzimmer. Hier erklärte sie ihm in wenigen Worten die Absichten ihrer Schwester, und bat ihn, mit dieser zu brechen. „Ich bin unglücklich, lieber Berg," setzte sie hinzu, „aber jetzt entschlossener als je, Ihnen treu zu seyn. Wir werden einander seltner sehen; doch dieses Vergnügen kann ich nicht durch eine schlechte Handlung meiner Schwester erkaufen."

Ihr Bruder, theure Charlotte, sagte mir, Henriette könnte das Mittel werden, . . . —

„Ich kenne meinen Bruder! Lassen Sie das, und trauen Sie Niemanden, als diesem Herzen. Kommen Sie." Sie ging an seiner

Hand, mit einer kalten stolzen Miene, in den Saal zurück.

Berg hatte Henrietten versprochen, den Abend mit ihr zu spielen; und jetzt nahm er seinen Hut. Sie haben wohl vergessen . . .? fing Henriette an. — „Ich bedaure," antwortete er trocken: „ein unvermuthetes Geschäft . . ." — Oder der Befehl meiner Schwester! — Berg verbeugte sich, als ob er bejahete. Sie bleiben! hob Henriette gebietend an. Er empfahl sich, und ging, weil ihn Henriettens Bosheit in hohem Grade erbittert hatte.

Henriette war diesen Abend sehr übler Laune. Ihr Bruder fragte ihr den Vorfall ab, und in der ersten Hitze erzählte sie ihm Alles. Er sagte, um ihren Verdruß noch bitterer zu machen, wie bedauernd: nun wahrhaftig! so verächtlich ist wohl noch nie ein Mädchen abgefertigt worden. Sieh, setzte er lachend hinzu; das sind ein Paar Liebende im alten heroischen Styl! Die Geliebte sagt dem Korydon: mein Herr, es mißfällt mir, daß Sie meiner Schwester die Cour machen. Auf der

Stelle gebrochen, oder! und der Korydon giebt dir, gehorsam wie ein Lämmchen, den Abschied. — Der Bruder erbot sich gegen Lottchen, sie mit Henrietten wieder zu versöhnen; sie sah ihn mit einem verachtenden Blicke an und schwieg. Am folgenden Mittage bei Tische, als die Domestiken fort waren, leitete er das Gespräch auf die mannichfaltigen Unfälle des menschlichen Lebens. Dann hob er an: so, lieber Vater, dienen Henriette und Lottchen zum Beispiel, wie muthwillig man sich das Leben verbittern kann. Berg fand Lottchen schön, und hatte Recht. Er findet auch Henrietten schön, und hat wieder Recht. Nun flattert er um diese her, was natürlich ist. Lottchen nimmt das übel. Warum? das mag sie selbst sagen. Diese eifersüchtige Grille stellt sich wie ein böser Geist zwischen beide Schwestern. Ich habe schon Versuche gemacht, sie zu versöhnen; Henriette kann es aber Lottchen nicht verzeihen, daß Berg ihr ohne alle Entschuldigung den Abschied gegeben hat.

Unverschämter Mensch! sagte Henriette zornig. Ich weiß, fuhr er mit Kälte fort, ohne

auf seines Vaters mißbilligendes Kopfschütteln zu achten: es thut nichts weher, als sich verschmähet zu sehen; aber eure Feindschaft, Kinder, thut mir noch weher. Lottchen hatte freilich Ursache zur Eifersucht; denn Berg ging zu weit. Aber ich bitte euch, liebe Schwestern, macht diese Stunde zu einem Familienfeste, und vergebt einander. Lottchen — ich kenne dein sanftes Herz; du wirst gern die Hand dazu bieten.

Der Vater gerieth bei diesem unerwarteten Gespräche mit jeder Sekunde in größere Verlegenheit. Henriette war in Ernste böse; Lottchen allein, auf die es hauptsächlich angesehen war, blieb ruhig. Nun, Lottchen? hob der Bruder wieder an: was sagst du? — „Daß du ein sehr elender Mensch bist," antwortete sie kalt und ruhig; „und daß Henriette Unrecht thut, darüber zornig zu seyn. Wenn Sie es noch nicht wissen sollten, mein Vater, so hören Sie. Der Mensch da giebt dem Herrn von Berg zu verstehen, Jettchen könne uns Ihre Einwilligung verschaffen. Jettchen beredet er, sie wäre im Stande Ihre Wünsche zu

befriedigen; mir entdeckt er unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß Jettchen Bergen liebe. Ihre Wünsche, mein Vater, kümmern ihn so wenig, als die meinigen. Ich begreife nicht, wie ein Mensch so verächtlich seyn kann, nichts zu wollen, als Mißhelligkeit."

Der Vater legte während dieser starken Rede die Serviette bald auf den Tisch, bald knüpfte er sie in ein Knopfloch. Der Bruder lächelte immer fort; und um des Vaters Verlegenheit aufs höchste zu treiben, sagte er: ich bitte Sie, Vater, in diesem Streite Richter zu seyn. — „Wir wollen aufstehen, meine Kinder," sagte der Vater mit einem gezwungenen Lächeln. „Lottchen weiß meine Meinung. Uebrigens, mein Sohn, bist du nicht ganz bescheiden gewesen. Beim Erörtern solcher Streitigkeiten kommt nichts heraus. Henriette und Lottchen haben, glaube ich, zu viele Lebensart, um ihren Zwist je merklich werden zu lassen; und dabei hättest du es lassen sollen." Er stand auf. Lottchen trat vor ihn hin, und sagte: so eben, lieber Vater, äußerten Sie, ich wüßte Ihre Meinung. Wenn

Sie doch auch die meinige hören wollten! — „Die werde ich aus deinem Benehmen erfahren,“ erwiederte er seiner Tochter, und verließ das Zimmer.

Du solltest eine Messiade schreiben, sagte der Bruder lachend zu Lottchen; der Teufel würde dir gerathen! „Nein, nein!“ antwortete sie, mit Thränen in den Augen: „auch wenn du nicht mein Bruder wärest!“ Nun wendete sie sich schnell zu Henrietten, umfaßte sie, und sagte bittend: „o, wenigstens sey du meine Schwester, daß ich doch nicht ganz verlassen bin!“ — Bravo! rief der Bruder; nun kein Wort mehr! Die Komödie schließt mit einer rührenden Gruppe. Er klingelte den Bedienten, und ging.

Der Bösewicht hatte die Vorwürfe seiner Schwester tief gefühlt. Hunderte von Menschen dachten eben so von ihm, wie Lottchen; aber noch hatte es ihm keiner gesagt. Pah! rief er einmal über das andere, als er auf seinem Zimmer allein war; doch er konnte den Vorwurf seiner Schwester nicht vergessen. Es ist das Siegel auf dem Beglaubigungsbriefe

der Tugend, daß der Bösewicht sich schämt, so zu heißen. Wenn alle Menschen ihn verächtlich fänden, er würde aufhören, ein Bösewicht zu seyn. Ein Mensch, der ihn dafür erklärt, bessert ihn nicht, und macht ihn nur noch schlimmer.

Der junge Dresch sann auf Plane, sich an Lottchen zu rächen. Er suchte Entschuldigungsgründe für sein künftiges Benehmen auf, und fand sie sehr leicht. Vor allem Andern mußte er den Herrn von Berg gänzlich aus dem Hause entfernen. Er ging zu seinem Vater und hob mit dem Geständniß an, daß er sehr unbesonnen gehandelt habe, indem Lottchen durch seine Unterredung mit ihr in die Lage gekommen sey, von ihrer Liebe bestimmt und ohne Zurückhaltung reden zu können. Sie hatten Recht, lieber Vater, sagte er; das seh' ich jetzt. Man mußte thun, als ob man Lottchens Liebe gar nicht für möglich hielte. — „Nun?" fragte der Vater; „wer ist am Ende der Kluge?" — Sie! Ich war unbesonnen, und rechnete auf Lottchens Eifersucht zu viel. Jetzt überlasse ich Alles Ihnen. Ich sehe wohl,

Berg darf nicht wiederkommen. — „Wie können wir es ihm wehren? Das geht nicht ohne éclat." — Mich dünkt, es ist ganz leicht. Sie schreiben ihm, Henriette habe seine Bewerbungen mißverstanden, und es sey zu ihrer Ruhe nöthig, daß er auf einige Zeit seine angenehmen Besuche einstelle.

„Nein, mein Sohn; das hieße Henrietten aussetzen. Man würde sie lächerlich machen."

Wer denn? Bei jedem Andern wäre das ein Wagestück; aber bei Berg nicht. Ich stehe Ihnen dafür, er wird das Geheimniß bewahren, wie wir selbst. Henriette erfährt nichts davon, und Berg bleibt weg, muß weg bleiben, wenn er ein Mann von Ehre ist. Noch mehr! so wie wir den Handel führen, kann er sich nie um Lottchen bewerben.

Der Vater wollte lange nicht an diese Intrigue, so sehr sie ihm auch durch ihre Feinheit gefiel. Sein Sohn stellte ihm aber vor, daß endlich der Günstling des Fürsten doch etwas erfahren könne, und daß er, wenn Berg seine Besuche fortsetze, glauben müsse, man wolle dessen Liebe begünstigen.

Der Vater schrieb endlich den Brief, und richtete ihn so ein, daß Berg ihn allenfalls zeigen konnte. Berg antwortete höflich und klug; er versprach, die Familie fürs erste nicht wieder zu besuchen, und reiste noch denselben Tag nach seinem Gute. Doch vorher schickte er Lottchen ein Paar Notenbücher zurück, worin sie folgendes Billet von ihm fand: „Sie hatten Recht, meine Theure. Wir sind getrennt, und auf eine Art, die es mir unmöglich machen soll, mich je um Sie zu bewerben. Allein so lange Sie mir nicht zu hoffen verbieten, so lange soll nichts mir die Hoffnung meines Glückes nehmen. Seyn Sie ruhig und vorsichtig. Wir haben mit Menschen zu thun, die im Stande sind, für ihre Absichten Alles aufs Spiel zu setzen. Berg."

Lottchen bekam von ihrem Bruder die Nachricht, daß Berg abgereist wäre. „Ich weiß es," antwortete sie ruhig, ohne die mindeste Betrübniß zu äußern. Man hoffte nun, daß sie sich für den Günstling des Fürsten erklären würde; sie war aber nur höflich und kalt gegen ihn. Eine Zeitlang sah der Vater ruhig

zu, weil er gar nicht zweifelte, daß der mächtige Mann, der ihm so wichtig war, den unbedeutenden, und überdies abwesenden Berg in Kurzem besiegen würde; doch endlich kam es zwischen ihm und Lottchen zu Erklärungen. Er sagte ihr sehr bestimmt: sie würde nie seine Einwilligung zu einer Heirath mit Berg bekommen; und sie erwiederte kalt: nie würde sie ihre Hand einem andern Manne als diesem geben. „Du bist eine Närrin!" sagte er endlich im höchsten Zorne. Jetzt hatte er die Gränzlinie der Höflichkeit überschritten, und von diesem Augenblick an erlaubte er sich alles gegen seine unglückliche Tochter. Ihre Liebe, ihr Herz, ihre Erziehung, ihre Tante sogar, nichts blieb von seinem Spotte verschont. Man widersprach ihr bei jeder Gelegenheit, lud die Menschen ein, die ihr am unangenehmsten wa..n, und zwang sie, in die Gesellschaften zu gehen, die sie am wenigsten liebte. Gegen ihren Vater schwieg das arme Mädchen; wurde sie aber von ihrem Bruder allzu sehr gekränkt, so sagte sie ihm wohl zuweilen, daß sie ihn verachtete.

Der Liebling des Fürsten hielt endlich förmlich um Lottchens Hand an, und der Fürst unterstützte seine Wünsche. Herr von Dresch wußte nicht, was er antworten sollte, und drang nun mit Bitten in seine Tochter. Doch es war zu spät; man hatte ihre Liebe allzu boshaft verspottet, als daß sie nicht hätte den Entschluß fassen sollen, ihr treu zu bleiben. Sie gab bestimmt eine abschlägige Antwort. Der gegenseitige Haß der Familie wurde immer größer; und auf Lottchen that diese ihr unnatürliche Leidenschaft eine sehr üble Wirkung: ihr ganzes Wesen wurde dadurch verändert; ihre Gesundheit, ihre Heiterkeit verlor sich.

Sie saß halbe Nächte, und überlegte, ob es nicht ihre Pflicht sey, ihrem Vater zu gehorchen; und hätte er die Liebe zu ihm in ihrem Herzen nicht gänzlich zerstört gehabt, so würde sie das schwere Opfer, das er foderte, gebracht haben. Endlich war sie dennoch halb entschlossen, seinen Wunsch zu erfüllen, um seinen Haß nicht länger ertragen zu dürfen. Sie ging mit Thränen in den Augen zu ihm,

und bat sehr rührend um seine Liebe. Er empfing sie mit seinem vornehmen, kalten Lächeln, und spottete über ihre Thränen, über ihre Klagen, so giftig, daß er ihr Herz aufs neue empörte. Sie wagte das Letzte: sie fiel ihm zu Füßen. „Bravo!" sagte er; „eine gute Schauspielerin!" Sie erblaßte, sprang auf, legte die Hand an die Stirn, und schwankte aus dem Zimmer. In ihrer Brust war ein verzehrender Schmerz; aber zugleich fühlte sie auch den Muth, von nun an alles zu verachten, alles zu tragen. Ihr Bruder begegnete ihr in dem Saale, und erschrak über ihr bleiches, verwirrt lächelndes Gesicht. Was ist dir, Lottchen? fragte er. Sie antwortete heftig und abgebrochen: „ich warne dich! Du wirst nicht mehr spotten, wenn du mich todt siehst!" Er sagte, als sie ihn schnell verließ, doch nicht ohne alle Aengstlichkeit: wahrhaftig, sie bleibt in ihrer Rolle!

Als sie in ihr Zimmer kam, war sie so erschöpft, daß sie sich sogleich niederlegen mußte. Henriette bemerkte den heftigen Kampf in der Seele ihrer Schwester, und zitterte,

als diese eine Frage nach ihrem Befinden mit einem fürchterlichen Gelächter beantwortete. Sie setzte sich an das Bett der Kranken, und nahm, mit Thränen in den Augen, ihre Hände. Dieser Beweis von Liebe, von Mitleiden lös'te Lottchens starre Kälte in Thränen auf. „Ach," sagte sie; „ich möchte so sterben, um nicht unter Spott und Haß zu erliegen." „Gebt mir Liebe!" rief sie dann; „und ich will [illegible] vergessen, weil Ihr es wollt."

Di[illegible] Charlotte sagte diese Worte sehr leidenschaftlich und heftig. Henriette äußerte gegen ihren Vater und ihren Bruder, sie befürchte das Schlimmste. Dieser erwiederte: hm! das kommt mir vor, wie mit einer Glocke. Ist in der ein kleiner Riß, so schreiet sie; macht man ihn größer, so bekommt sie wieder den vorigen Ton. — Lieber Bruder, sagte Henriette ernst; und wenn die Glocke ganz verstummte? möchtest du ihr den größeren Riß gegeben haben? — Hast du schon gehört, daß jemand aus Liebe gestorben ist? — An deinem Hasse, erwiederte Henriette, an deinem Spotte wird Lottchen sterben, wenn auch nicht

aus

aus Liebe. Der Bruder lachte; der Vater stellte sich, als ob er für Lottchen besorgt sey, und bat den Sohn, ihrer zu schonen. Bei diesem Gespräche blieb es, und alles war, wie vorher.

Es ist, sagte der junge Dresch zu seinem Vater, nichts als ein übelverstandener Begriff von Treue, von Großmuth. Etwas tugendhafter Eigensinn kommt dazu, und dann die Eitelkeit, einen Dienst, den man Andern erweisen soll, recht wichtig zu machen. Man soll treu seyn, hat sie von Jugend auf gelernt: denn Liebe ist es nicht mehr, was sie fühlt; diese erhält sich nicht bei einer so langen Trennung. Alles würde in Ordnung kommen, wenn Lottchen nur glaubte, daß sie nicht mehr zu Treue gegen Berg verpflichtet sey; und es müßte denn doch, sollt' ich meinen, wohl ein Mittel geben, sie davon zu überzeugen.

Ein solches Mittel giebt es nicht, sagte Henriette aufrichtig. Lottchen hat wunderseltsame Begriffe von der Tugend.

Die müssen wir ihr auch lassen. Aber —

wenn ich sie nun zu überreden verstände, zum Beispiel, daß Berg ihr nicht treu sey?

Wenn du das könntest; dann freilich, glaube ich, hätten wir gewonnen. Es würde indeß eine große Wirkung auf ihr Herz thun. Ich möchte sie so nicht täuschen.

Das thäte es vielleicht, aber — es vergäße sich auch wieder. Davon ist die Rede nicht; nur davon, ob sie dann den Herrn von Lautern (so hieß der Liebling des Fürsten) heirathen würde.

Ich glaube, ja! antwortete Henriette. Sie ist sogar schon einmal halb entschlossen gewesen, es freiwillig zu thun, wenn nicht ... Das glaube ich versichern zu können. Aber, lieber Vater, ich bitte Sie, nicht zu vergessen, daß Lottchen anders denkt und fühlt, sogar anders liebt, als wir. Ich bin nicht empfindsam, das wissen Sie; doch scheint es mir hart, einem Menschen die ganze Freude seines Lebens zu nehmen. Bruder, weißt du, welche Wirkung es thun wird, wenn man sie überredet, Berg sey untreu?

Sie wird ihn verachten, und dann vergessen.

Und wenn sie hinterher die Betriegerei erfährt: wie dann?

„Mein Kind,“ fiel der Vater ein; „ich bitte dich, decentere Ausdrücke zu wählen. Betriegerei! warum nicht Täuschung?“

Sie ist dann einmal Frau von Lautern. Anfangs wird sie freilich schmollen, aber am Ende lachen.

Ich fürchte, es wird anders gehen! . . . Laß mich aus dem Spiele. Ich bin unschuldig an ihrem Leiden; und wenn sie — setzte Henriette gerührt hinzu, darunter erliegt, so soll mich ihr bleiches Gesicht nicht anklagen! . . . Lieber Vater, ich bitte, überlegen Sie erst! Lottchen . . . ich weiß nicht . . . wenn sie so dasitzt und die nassen Augen in die Wolken kehrt, es kommt mir immer vor, als ob eine Thräne ihr Leben zerreißen könnte.

Auf die Länge, Schwester, macht sie an dir noch eine Proselytin.

Spotte, so viel du willst, Bruder. Ich

habe dich gewarnt. Doch du wirst sie schwerlich von Bergs Untreue überreden.

Ich will Dich sogar davon überreden: so gewiß bin ich meiner Sache. Lassen Sie mich nur, lieber Vater. In drei Monaten ist Lottchen Frau von Lautern: darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort. — „Das ist viel!" erwiederte der Vater. „Sey nur vorsichtig, und behandle die Träumerin mit Schonung!"

Ein glückliches Ungefähr hatte dem jungen Dresch das Mittel zu einer Betriegerei in die Hand gegeben. Herr von Berg kam oft zu einer Cousine, Frau von Schleudern, einer jungen, schönen Witwe, und ging sehr vertraut mit ihr um. Er war bis in das vierzehnte Jahr mit ihr in demselben Hause gewesen; dann aber hatte ihre Erziehung eine verschiedene Richtung genommen. Sie war jetzt intriguant, eitel, verschwenderisch, und ihr Herz hatte in der großen Welt alle Wärme verloren, so daß man sie als das Nebenstück zu dem jungen Dresch ansehen konnte. Berg würde sie verachtet haben, wenn er sie erst jetzt hätte kennen lernen.

Aber die Liebe der Kinderjahre war in seinem Herzen zurückgeblieben. Er sah ihre Fehler in einem mildern Lichte, und machte sogar zuweilen ihren Hofmeister. So lästig sie das auch fand, so hatte sie doch nie den Muth, sich ihm ganz in ihrer wahren Gestalt zu zeigen. Daher hielt er sie für gut, obgleich für leichtsinnig. So schilderte er sie auch Lottchen, weil er wünschte, daß diese, als sie in die Stadt kam, noch auf seine Cousine wirken möchte.

Lottchen lernte die Buhlerin bald kennen, und zog sich von ihr zurück. Berg gab seine Hoffnung nicht auf. Zwar sagte er Lottchen nichts mehr über die Frau von Schleudern; er selbst aber brachte noch oft einige Stunden bei ihr zu, ohne davon etwas zu erwähnen.

Der junge Dresch liebte die Frau von Schleudern, so wie ein Mensch seiner Art lieben konnte. Sie taugte ganz für alle seine Intriguen; ihr Umgang aber war nur von Zeit zu Zeit im Gange, da sie einander selbst oft sehr böse Streiche spielten. Niemand sprach schlechter von der Frau von Schleudern, als

eben ihr Freund, der Herr von Dresch; und sie vergalt ihm das redlich. So hielt man Beide fast immer für Feinde, wenn sie gerade am vertrautesten mit einander waren.

Frau von Schleudern liebte die Französische Sprache, und tadelte die Deutsche als unbeholfen und plump; Berg aber liebte seine Muttersprache, die er sehr gut sprach und schrieb. Oft war dies der Gegenstand eines kleinen Streites zwischen ihm und seiner Cousine. „Gut," sagte die schöne Frau einmal bei einer solchen Veranlassung: „mag die Deutsche Sprache zu diesem oder jenem taugen; zu einem Billet-doux ist sie zu steif." Als Berg das bestritt, sagte sie befehlend: „hieher!" Sie schlug einen Roman auf, und las ihm ein Paar Briefe daraus vor. „Wie wollten Sie das im Deutschen sagen?" Berg erwiederte: noch einmal so gefühlvoll, noch einmal so naiv, als es hier gesagt ist.

„Allons, schreiben Sie. Da ist Papier. Richten Sie den Brief an mich. Wir werden sehen."

Berg übersetzte den Brief, that aber hin-

zu, und ließ daraus weg, so daß er ganz auf seine Cousine paßte. Sie las das Blatt, und wollte dennoch Recht haben. „Nun ja!" sagte sie endlich. „Aber hier, hier!" Sie schlug ihm einen Brief auf, der auf große Vertraulichkeiten unter den Liebenden anspielte. „Sehen Sie, da hängt die Französische Sprache einen leichten Schleier über die Begebenheit. Im Deutschen müßte das eine ordure werden." — Das ist es auch im Französischen, sagte Berg ernsthaft. — „Davon reden wir nicht, mein Herr, sondern von der Geschmeidigkeit beider Sprachen. Hier ist Papier; schreiben Sie. Ich will indeß noch etwas Anderes lesen." Berg übersetzte auch diesen Brief. Um sie zu überzeugen, daß die Deutsche Sprache Vorzüge habe, schrieb er dann noch einen langen Brief voll glühender Leidenschaft, und sagte: Sie sehen, daß die Deutsche Sprache auch in feinen Wendungen nicht unter der Französischen ist. Nun aber übersetzen Sie einmal diesen Brief ins Französische, so daß er nicht an Stärke verliert. — Hier kam jemand. Frau von Schleudern warf die drei

Briefe in ihre Toilette, und vergaß sie, wie das ganze Gespräch.

Berg reiste bald nachher ab, und zwar in der bittersten Feindschaft gegen seine Cousine. Er hatte eine von ihren Intriguen entdeckt, die ihm endlich die Augen öffnete, und machte ihr Vorwürfe. Sie nahm das übel, und ließ in der Hitze den Schleier fallen, den sie für ihn noch immer getragen hatte. Er ging mit Verachtung gegen sie im Herzen.

Eine neue Intrigue machte der Frau von Schleudern nach einiger Zeit die Freundschaft des jungen Dresch nothwendig. Beide sahen sich, und die alten Fäden wurden wieder angeknüpft. Man hielt, wie gewöhnlich, eine Musterung über den ganzen Hof. Dresch verglich einen Hofmann mit dem Herrn von Berg; und die Frau von Schleudern, die ihren Cousin fast immer geschont hatte, fiel jetzt mit Spott über ihn her.

Dresch fragte nach der Ursache ihrer Erbitterung. Man spottete, und wurde vertrauter. Endlich äußerte Dresch etwas über das Verhältniß seiner Schwester zu Berg, wovon die

Frau von Schleudern noch nichts wußte. „Nun," sagte sie lachend; „so geben Sie ihm doch den Abschied." — Das haben wir gethan; aber es hilft nichts. Meine Schwester ist unbeweglich. — „Aber ist es denn so mühsam, ihr tausenderlei Böses von ihm zu sagen?" — Sie glaubt mir so wenig, als Sie mir glauben. — „Weil ich Sie kenne, mein schöner Herr!" — Und meine Schwester, weil sie Bergen kennt. — „Und was nun weiter? — Es ist ja eben schlimm, daß wir nicht weiter zu kommen wissen. Und wenn sie den edlen Herrn in Ihren Armen sähe, schöne Frau, sie würde ihren Augen nicht glauben.

Jetzt sprang die Frau von Schleudern auf. „ Aber wenn ich nun ein Mittel wüßte, Ihre Schwester zu überzeugen . . ." —

Dann — dann falle ich auf die Kniee, und gestehe, daß Sie mehr sind als ich.

Frau von Schleudern ging an ihre Toilette, suchte Bergs Briefe, fand sie, und gab ihrem Freunde einen nach dem andern. Die Augen des Bösewichts funkelten von höllischer

Freude. O, der Heuchler! der Heuchler! rief er einmal über das andre.

„Sind Sie durch diese Briefe überzeugt," fragte die Frau von Schleudern lachend, „daß Berg Ihrer Schwester untreu gewesen ist?" — Vollkommen. — „Und dennoch irren Sie Sich." Sie erzählte ihm, wie sie zu den Briefen gekommen war. Dresch stellte sich, als glaubte er ihr nicht. Sie schlug ihm die Briefe in dem Französischen Roman auf, und zeigte ihm, daß sie nicht gebrochen und daß sie auf demselben Papiere geschrieben waren, dessen sie sich bediente. So konnte er denn nicht länger zweifeln.

Es kam nun darauf an, daß man diese Briefe auf eine gute Weise in Lottchens Hände brachte; und dazu wurde Henriette ausersehen. Dresch eilte, als der Plan verabredet war, mit boshafter Freude nach Hause; und auf diese Briefe stützte sich seine Versicherung, daß Lottchen in drei Monaten Frau von Lautern seyn würde.

Henriette besuchte die Frau von Schleudern ziemlich oft, und ging auch in diesen

Tagen zu ihr. Sie fand die schöne Frau halb krank und ein wenig betrübt. Als sie ihre Verwunderung darüber äußerte, machte Frau von Schleudern Anspielungen auf die Treulosigkeit der Männer. „Nein," sagte sie; „es ist keiner treu, gar keiner!" und dabei sank ihre schöne Stirn in die zarte Hand. Henriette dachte hierbei an Berg, dessen Treue gewiß nicht zu bezweifeln war, und nannte seinen Namen. Die Frau von Schleudern sprang auf, und sagte heftig: „Berg? Wollen Sie über mich spötten?" — Doch nicht lange, so versank sie wieder in die vorige Stellung, und seufzte: „eben dieser Berg!" — Henriette drang in sie, und entdeckte ihr Bergs Verhältniß zu ihrer Schwester. „Der Bösewicht!" sagte die schöne Frau; „der Heuchler!" Sie entdeckte nun Henrietten unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit, daß Berg sie geliebt, ihr ewige Treue geschworen, und sie dennoch verlassen habe; doch die erwähnten Briefe zeigte sie noch nicht.

Henriette sagte mitleidig zu ihrer Schwester: „ich weiß nicht, liebes Lottchen, was ich

von Berg glauben soll. So eben komme ich von einem Frauenzimmer, das er betrogen hat. — Lottchen sah sie starr, mit forschenden Blicken an, und fragte: „Jettchen, willst du mich betriegen? Ich bitte dich, thu das nicht!" Henriette fiel ihrer Schwester in die Arme, schwor ihr unter heißen Thränen, daß sie die Wahrheit sage, und erzählte ihr die ganze Unterredung mit der Frau von Schleudern, doch ohne den Namen zu nennen. „Du bist bei der Schleudern gewesen!" sagte Lottchen; und Henriette gestand es.

„Man will dich betriegen, um mich zu betriegen. Unser Bruder ist ein vertrauter Freund dieser boshaften Frau."

Ich bitte dich, sey behutsam, Lottchen! Du glaubst nicht, wie natürlich die Klagen der Frau waren. Ich traue ihr selbst nicht; aber eine solche Bosheit wäre doch gar zu arg. Sie weinte sogar.

Lottchen wurde nicht unruhig, ob sie gleich daran dachte, daß Berg seine Cousine oft gelobt hatte, und sehr vertraut mit ihr umgegangen war. Sie nahm die Hand ihrer

Schwester, und sagte: „ich bitte dich, glaube ihnen nicht, so wahrscheinlich sie das auch machen! Es sind Teufel, die mich nur quälen wollen. Gieb Acht! bald wird auch unser Bruder anfangen, auf Berg zu schelten. Nein, mein Geliebter ist nicht ungetreu; er kann es aber scheinen: dafür haben sie gesorgt, und das hat er selbst veranlaßt. Indeß — geh wieder hin. Ich bin doch neugierig, wie weit sie die Bosheit treiben. Aber sie werden sich bald selbst verrathen."

Durch Lottchens feste Zuversicht wurde Henriette zweifelhaft. Sie fuhr nach einigen Tagen wieder zu der Frau von Schleudern, und leitete das Gespräch bald auf den vorigen Gegenstand. Die Schleudern erzählte heute noch mehr; und um Henrietten völlig zu überzeugen, holte sie endlich die drei Briefe von Berg, die sie in alte Couverts von ihm gesteckt hatte. Henriette erstaunte beim Lesen, und bat die Frau von Schleudern dringend, ihr diese Briefe anzuvertrauen, damit sie ihre Schwester aus den Netzen eines solchen Heuchlers befreien könnte. Nur, um eine so gute

Absicht zu befördern, erlaubte die Schleudern ihrer Freundin endlich, die Briefe mitzunehmen.

Henriette kam sehr ängstlich zu Lottchen, und auch diese wurde ängstlich. Beide umarmten einander schweigend. Endlich zog Henriette einen Brief hervor, und fragte: ist das Bergs Hand, liebes Lottchen? — „Ja, das ist sie." — Betrachte sie genau. Kennst du sie gewiß? Ist das seine Hand? — Lottchen bebte schon, als sie nur einige Zeilen gelesen hatte, und wurde mit jeder Sekunde bleicher. Tief seufzend gab sie den Brief zurück, und forderte ihn bald darauf wieder. Jetzt verglich sie Buchstaben für Buchstaben mit Briefen, die sie von Berg hatte. Handschrift, Petschaft, alles traf zu. Endlich stand sie auf, küßte ihre Schwester, sagte in Tönen, die Henrietten erschütterten: „jetzt habe ich nur noch dich!" und ging aus dem Zimmer.

Nach einer Stunde kam sie wieder, und fragte lächelnd: „aber Henriette, kann man so etwas nicht schreiben, ohne damit viel zu meinen? Ihr Menschen vom Hofe sagt viel,

wobei Ihr nichts denkt. Der Brief kann ja eine bloße Galanterie gewesen seyn; und das glaube ich fast, da er so geziert ist." Jetzt zog Henriette einen zweiten Brief hervor, den, welchen Berg als eine Probe von dem Ausdrucke glühender Leidenschaft geschrieben hatte. Lottchen las auch den, legte ihn dann still zusammen, und sagte schmerzlich: „ja, er hat mich betrogen! Hast du noch mehr?" Henriette gab ihr auch den dritten, mit Anspielungen auf eine Schäferstunde. Lottchen hatte ihn kaum halb gelesen, so sagte sie mit Abscheu: „er ist ein Teufel, wie sie Alle!" (Sie lehnte sich matt an die Schulter ihrer Schwester.) „O, ich bitte dich, lass' es Niemanden erfahren, Niemanden in der Welt, daß er so niedrig ist!" Das versprach ihr Henriette; und nun verschloß sich die Unglückliche in ihr Cabinet.

Jetzt erst fühlte sie, was Leiden ist. Drei Tage blieb sie allein, und nur Henriette durfte ihr Zimmer betreten. Es wurde ihr ein Brief von Berg gebracht. Sie sah ihn gleichgültig an, und legte ihn, ohne ihn zu öffnen,

bei Seite. Nach einigen Tagen schlug sie den unerbrochnen Brief in ein Couvert, und schrieb dazu: „ich ersuche Sie, mein Herr, unsre ehemalige Verbindung als völlig aufgehoben zu betrachten. Charlotte von Dresch.“ Als Berg diesen Zettel erhielt, fiel er sogleich auf den Gedanken, daß man seine Geliebte betrogen hätte. Er ritt in die Stadt, ging nach Dreschens Hause, und drang mit Ungestüm darauf, daß er Lottchen sprechen wollte. Vater und Bruder konnten ihn nicht wegbringen, und führten ihn endlich sehr unwillig in Lottchens Zimmer.

Lottchen wurde bleich, als sie ihren ehemaligen Geliebten erblickte. Sie sind betrogen, meine Theure! sagte Berg, als er zu ihr herein trat. „Das bin ich,“ erwiederte sie kalt, doch mit einem leisen Beben in der Stimme. Berg erschrak über diese Kälte, und fragte: Sie betrachten Ihre Verbindung mit mir als aufgelös't? — „Ja, mein Herr.“ — Darf ich nicht wissen, warum? — „Nein, mein Herr.“ — Mein Fräulein, Sie sind grausam betrogen. — „Das bin ich.“ — Ich bitte

te dringend, sagen Sie mir . . . — „Ich will nicht. Oder — wenn Sie denn durchaus die Ursache wissen wollen: ich bin die Braut des Herrn von Lautern.“

Berg war wie von einem Blitze getroffen. Er verbeugte sich, und sagte: nun, meine Herren, so habe ich Sie vergebens bemühet! . . . Also Braut! Ich bitte sehr um Verzeihung, daß ich mich aufdrang. Aber — so wendete er sich mit einem zornigen Blicke an den Vater und den Bruder —: erfahre ich, daß man dieses Herz betrogen hat; ahne ich nur, daß . . . Fräulein, ich bitte Sie . . . — „Leben Sie wohl, mein Herr,“ sagte Lottchen matt, und entfernte sich. Berg sah Vater und Sohn noch von oben bis unten messend an, und ging dann aus dem Zimmer.

Der Sieg ist unser! sagte der junge Dresch ein wenig verlegen. „Ich glaube es fast,“ erwiederte der Vater, und zwang sich zu einem Lächeln. „Es sind doch seltsame Menschen!“ setzte er, den Kopf schüttelnd, hinzu.

Berg schrieb wohl noch zehn Briefe an seine Geliebte; sie kamen aber alle unerbrochen zurück. Er reiste endlich, als er erfuhr,

daß Lottchens Verlobung gewesen wäre, nach Berlin, und sah da eine Freundin wieder, die er schon ehemals mit Recht sehr hoch geachtet hatte. Ohne Hoffnung, je durch Liebe glücklich zu werden, trug er ihr seine Hand an. Nach einigen Monaten führte er sie als Gattin auf sein Gut, um da seine Tage der Freundschaft und den Wissenschaften zu widmen.

Es war Lottchen itzt gleichgültig, wem sie ihre Hand geben sollte. Sie bat sich nur Aufschub aus, weil sie fühlte, daß sie als Gattin Pflichten zu erfüllen hätte, die ihrem zerdrückten Herzen noch zu schwer waren; und man bewilligte ihr sechs Monate.

Während der Zeit that Lottchen alles Mögliche, um wenigstens Freundschaft für den Herrn von Lautern zu fühlen. Ihr Herz blutete noch immer; sie suchte aber die Wunde zu verbergen, und zwang sich heiter zu scheinen. Es gelang ihr, so schwer es ihr auch wurde. Sie weinte ihre Thränen nur in der tiefsten Einsamkeit; in ihrem Gesichte war ein heiteres Lächeln, wenn ihre Brust vom heftigsten Schmerze litt.

Das neue Verhältniß, in welches sie als Gattin eines Hofmanns treten sollte, foderte, wie sie wohl fühlte, selbst ein andres äußeres Wesen von ihr. Sie gab sich daher die größte Mühe, in den leichten, flatternden Ton der großen Welt zu kommen; und auch das gelang ihr. Niemand, selbst Henriette nicht, konnte nur im Mindesten bemerken, daß ihr Inneres langsam verblutete.

Alle Ahnung von Unglück, alle Furcht war verschwunden. „Nun sage mir einer," dachte der Bruder, „daß die sogenannten Teufel nichts Gutes stiften! Ist hier nicht alles fröhlich und heiter? Und wer sonst, als ich, hat das bewirkt? Man muß nur seine Leute kennen. Ich wette, Schwester Lottchen wird mir für den Streich danken, den ich ihr gespielt habe." — Seine Eitelkeit ließ ihm nicht länger Ruhe; er mußte sich des Meisterstückes, das er gemacht hatte, rühmen.

Vater und Kinder waren eines Abends fröhlich beisammen, und selbst Lottchen hatte mehr Heiterkeit als gewöhnlich. „Bist du nun zufrieden?" fragte der Bruder. Lottchen bejahete es. Henriette sagte: daß alles so ge-

kommen ist, wie es kam . . . — „Ich wette mein Leben,“ unterbrach sie der Bruder lachend: „du weißt nicht, wie es gekommen ist. Es kam so, weil es so kommen sollte. Jeder Zug war berechnet, jeder Fall voraus gesehen. Aber so geht es in der Welt! Der Mensch wird nach Plan und Absicht geführt; ist alles an Ort und Stelle, dann hält er für Zufall, was Klugheit war.“ — Klugheit? fragte Henriette: deine Klugheit? — „Meine Klugheit!“ antwortete er stolz. — Daß Berg ein Bösewicht war? Deine Klugheit? — „So gar böse war er nun eben nicht!“ — Ha! ha! ha! — „Lache so viel du willst.“ — Ich, mein weiser Herr Bruder, habe den Knoten zerhauen. — „Recht! weil du solltest.“ — Wenn ich nur reden dürfte! wenn ich dir nur die Briefe zeigen könnte! — „Eben diese Briefe! Ha! ha! ha! Es steht jetzt alles, wie es stehen soll: Lottchen ist mit dem Tausche zufrieden, den sie getroffen hat; und so kann ich Euch wohl sagen, daß ich ein Taschenspielerstückchen gemacht habe.“

Ich wollte Lottchen, sagte Henriette, du zeigtest ihm die Briefe, damit er aufhörte zu

prahlen. — „Ich kann sie dir zeigen," erwiederte ihr Bruder. — Du? — „Ja, ich." — Er holte den Französischen Roman, den er sich hatte von der Frau von Schleudern geben lassen, und las daraus vor. Lottchen wurde aufmerksam, und Henriette fragte erstaunt: was ist das! — „Wäre es denn nicht möglich, daß Berg diesen Brief nur übersetzt hätte, um der Frau von Schleudern zu zeigen, daß die Deutsche Sprache eben so gewandt sey, wie die Französische, und daß auf diese Art ein Paar von ihm geschriebne Liebesbriefe in unsre Hände gekommen wären? . . . Höre den zweiten." — Er schlug ihn auf.

Lottchen, die nun auf einmal die ganze höllische Betriegerei einsah, wurde bleich, und wäre vom Stuhle gesunken, wenn ihre Schwester sie nicht gehalten hätte. Als sie sich erholte, warf sie einen lächelnden Blick auf ihren Bruder; aber dies Lächeln entstellte ihr bleiches Gesicht so gewaltsam, daß der Vater und der Bruder erschraken. So lächelnd, saß sie einige Minuten starr und schweigend; dann goß sich ein schnelles Feuer über ihre Wangen und in ihre Augen. „Boshafter Teufel!"

sagte sie heftig: „du sollst dich verrechnet haben!" Sie nahm ein Blatt Papier, und schrieb darauf: „ich muß Sie noch einmal sprechen, Herr von Berg, und bitte Sie, zu kommen." Sie drückte mit zitternder Hand das Siegel auf, und eilte dann aus dem Zimmer. Ihr Vater folgte ihr, und hörte, daß sie den Bedienten befahl, das Billet sogleich durch einen Boten nach Bergs Gute bringen zu lassen. Er bat sie, es nicht wegzuschicken; sie sagte aber langsam, mit dem Tone der Verzweiflung: „ein Bote, oder ich selbst!" Der Vater mußte geschehen lassen, was sie wollte. Nach einer Stunde der gewaltsamsten Anstrengung war ihre Kraft erschöpft, und ihre Schwester brachte sie zu Bett. Grimm über einen so abscheulichen Betrug, und Reue über ihre Härte gegen den edlen Berg, wirkten gewaltsam auf ihren Zustand. Sie wollte sterben, um ihren Bruder zu bestrafen. Die sanfte Charlotte war auf einmal heftig geworden, und stieß die Arznei von sich, die man ihr reichte. Ein Fieber und tausendfache Schmerzen zehrten zugleich an ihrem Innern. Schon am folgenden Morgen war sie

nicht mehr kenntlich: so hatten Zorn und Verzweiflung sie entstellt.

Berg kam. Der Arzt, dem man alles entdeckt hatte, drang darauf, daß die Kranke ihn sprechen sollte. Henriette, die ihn empfing, erzählte ihm aufrichtig, was geschehen war, und bat ihn, den kalten Grimm ihrer Schwester, wo möglich, in sanftere Empfindungen zu verwandeln.

Es währte lange, ehe Berg sich von seinem Schrecken erholen konnte. Als er endlich in Lottchens Zimmer ging, und sie ihn erblickte, verwandelte sich ihre kalte Miene in ein schmerzhaftes Lächeln. Er wollte reden; sie winkte ihm aber, zog die Briefe hervor, und überreichte sie ihm. „Ich weiß jetzt," sagte sie abgebrochen, „wie es zuging, daß Sie diese Briefe schrieben. Ein abscheulicher Mensch hat sie mir zugespielt. Verzeihen Sie mir. Mein Bruder . . . er hat mich ermordet! Jetzt wissen Sie alles." Sie reichte ihm die heiße, zitternde Hand, und drückte ihren Mund auf die seinige. Dann klingelte sie ihrer Kammerjungfer, und sagte: „leben Sie wohl, Herr von Berg; sehen Sie mich nicht wieder."

Er wollte bleiben; sie verhüllte aber ihr Gesicht, und sagte nur noch: „ich bitte, verlassen Sie mich." Anstatt durch diesen Besuch erleichtert zu werden, waren ihre Empfindungen noch gewaltsamer geworden. Die Krankheit, oder vielmehr die Ueberspannung aller ihrer Kräfte, nahm mit schrecklicher Geschwindigkeit zu. Ihr Vater ging endlich — zum ersten Male mit Gefühlen der Theilnahme und der Reue — zu ihr. Sie sah ihn mit starrer Kälte an, und schwieg zu allem, was er sagte. Auch der Bruder kam einmal in ihr Zimmer; sein Anblick verursachte ihr aber so heftige Krämpfe, daß er sich sogleich entfernen mußte.

Der Arzt erklärte endlich, daß Rettung hier unmöglich wäre. Mit der Lebenskraft verminderte sich auch Charlottens Zorn und Verzweiflung. Ihr Herz bekam alle seine Tugenden wieder; doch erst ganz nahe an ihrem Tode konnte sie verzeihen. Sie ließ ihren Vater und ihren Bruder rufen, und bot ihnen die kalte Hand, die schon mit Todesschweiße bedeckt war. „Ich verzeihe dir," sagte sie zu ihrem Bruder; und die Hand ihres Vaters

zog sie an ihre Lippen. Als Beide, von vergeblicher Reue gequält, sie wieder verlassen hatten, foderte sie von ihrer Schwester Papier, und schrieb an Berg: „ich habe vergeben. Auch Sie sollen das. Ich bitte Sie darum. Ihre sterbende Freundin Charlotte.“

Am Abend starb sie in den Armen ihrer Schwester. Henriette drückte ihr die Augen zu, fiel dann an ihrem Bette auf die Kniee, und weinte lange die schmerzlichsten Thränen. Doch endlich sprang sie auf, und rief ihren Bruder, daß er kommen sollte. Der Bösewicht glaubte, die Sterbende wollte ihn noch einmal sprechen, und kam zitternd, mit leisen, furchtsamen Schritten, gegangen. Henriette riß ihn heftig an das Bett, auf dem der Leichnam lag, und sagte mit flammenden Augen: sieh hieher, du Teufel! Das ist dein Werk! — Mit einem Schrei des Entsetzens eilte er aus dem Zimmer; doch die Hölle war in seinem Herzen, vor seinen Augen.

Henriette erzählte dem Herrn von Lautern die ganze Betriegerei ihres Bruders, und bat ihn, seine ermordete Braut zu rächen. Sie hätte das nicht nöthig gehabt: Lottchen war

schon gerächt. Ihr Bruder reiste weg, um nichts von dem Begräbnisse zu sehen; aber der Schatten seiner Schwester stand vor ihm, wohin er blickte. Erst nach Jahren fand er wieder Ruhe, und nur eine ängstliche, oft unterbrochene, in einer Brüdergemeine.

Der Fürst erfuhr die Begebenheit, und ließ dem Herrn von Dresch den Hof verbieten. Dies Unglück konnte ein Mann, dessen ganze Existenz an dem Hofe hing, nur wenige Jahre überleben.

Henrietten allein war das Unglück ihrer Schwester nützlich. Sie dachte nun über das Leben nach, wurde die edle Gattin eines edlen Mannes, und genoß in dem stillen Kreise der Häuslichkeit eines reinen Glücks.

Berg vergaß seine betrogene Geliebte nie. Er hatte, weil sie es verlangte, sogar der Frau von Schleudern vergeben; doch diese blieb nicht unbestraft: man empfing sie jetzt allenthalben so kalt, so scheu, daß sie sich aus ihrem Kreise — dem einzigen, worin sie zu glänzen und zu genießen verstand — entfernen mußte.

XXI.

Die Schwäger.

Die Schwäger.

Der Freiherr von Roslau an Franz Wilke.

I.

Freienbach.

Sie können sich hier nicht in mich finden, lieber Wilke; und das ist Schade: denn ganz gute Menschen sind sie. Ich wäre auch schon längst wieder fortgegangen, und hätte mein Lustlager anderswo aufgeschlagen, wenn ich hier nicht nothwendig zu seyn glaubte. Sieh, vom Leben verstehen sie nicht einen Buchstaben. Es ist, als hätten Sie dem Reichs-Erb-Marschall einen Eid darauf geschworen, lebenslänglich, Tag für Tag, die Feierlichkeit einer Kaiserkrönung zu Frankfurt in ihrem Hause nachzumachen: so starr und steif geht

hier alles nach einer Regel einher, die sie große oder feine Welt nennen. Wahrhaftig es kommt mir unter ihnen vor, als sähe ich unaufhörlich eine langweilige Komödie aufführen.

„Wozu anders hat man denn Vermögen?" fragt mein Schwager, mit einem freundlichen Gesichte, doch in vollem Zorn über meine Ungelehrigkeit, und über den gemeinen Ton, den ich mir gar nicht abgewöhnen will. — Also um richtig alle vierzehn Tage das Haus von oben bis unten scheuern zu lassen und dadurch der ganzen Familie den Schnupfen zuzuziehen? um den ganzen Tag, wie ein Chinesisches Nickmännchen auf dem Kamine, sich zu verbeugen, oder, wie eine Ente, den Kopf niederzutauchen? sich den Appetit über der Mühe zu verderben, die es kostet, Schüsseln in zierlichen Formen auf dem Tische zu arrangiren? die Servietten in Pfauenschwänze, Pyramiden und mathematische Figuren zu brechen? Zum Henker, Schwager, wenn das in Ihrer Sprache leben heißt, so war die Stunde auf der Akademie, worin ich zu

meinem großen Aerger hölzerne Hühner und Hasen tranchiren lernen mußte, das wahre Collegium der Lebensweisheit; und so könnte man getrost hinten auf ein Complimentir-Büchlein oder ein Kochbuch schreiben: Cicero de officiis; so könnte man sagen: die Greise genössen das Leben erst recht, weil das Alter sie zusammenkrümmt, wie eine Verbeugung!

Wenn ich vor Aerger aus der Haut fahren möchte, zuckt mein Schwager die Achseln, verbeugt sich lächelnd, und sagt: „Sie scherzen!" und meine Schwester betrachtet mich nach einer solchen Unterredung mit so mitleidigen Blicken, daß ich wohl sehe, man hat alle Hoffnung, mich zu einem Menschen zu machen, aufgegeben.

Früh Morgens putzen, bohnen, schniegeln und fegen einige Mägde das ganze Haus. Dann kommen wir in eleganten Morgenkleidern, mit freundlich ceremoniösen Gesichtern, zum Frühstück zusammen. Ist etwa ein Namens- oder Geburtstag in meiner oder meines Schwagers Familie, so giebt es ein Glück-

wünschen und Danksagen ohne Ende. Man trennt sich, wie man kam, mit den feierlichsten Verbeugungen: meine Schwester geht an ihre Toilette, mein Schwager giebt dem Verwalter, dem Sekretair, dem Kassenbeamten Audienz; und nachher ermangeln diese Leute nicht, sich bei der gnädigen Frau anmelden zu lassen, um ihre Befehle zu vernehmen, obgleich mein Schwager in diesem Punkte der wahre Despot seiner Güter ist. Mit dem Schlage Zwei geht es zu Tische. Mein Schwager versichert indeß, man esse bei ihm nur, wenn man Hunger habe; denn — er läßt ja fünf Minuten vor Zwei jedes Mal richtig bei seiner Frau anfragen, wann sie zu essen befehle.

Man ißt so scheu, als ob man eine Zaubermahlzeit vor sich hätte. Nach Tische — Doch das Detail ekelt mich schon im Erzählen an. Genug, wenn die Familie aufgehört hat, sich in den Sälen zu verbeugen, zu lispeln, zu lächeln und einander zu loben; wenn sie endlich in ihre Betten gepackt ist, (ich stehe dafür, mein Schwager setzt seine Schlafmütze

nicht

nicht auf, ohne seine Frau deshalb tausendmal um Verzeihung gebeten zu haben): dann treten fünf oder sechs Bedienten in die Zimmer, räumen auf, und wischen und putzen, bis am Morgen die Mägde sie ablösen, und die Ordnung des Tages wieder anfängt. Das heißt bei meinem Schwager: leben! Du siehst, lieber Wilke, wie gut ich hieher passe. Aber es ist nicht anders; noch muß ich bleiben, so sehr auch mein alter Jakob den Aufenthalt verwünscht, und mir täglich vormahlt, wie glücklich ich bei dir, auf meinem kleinen Weinberge, oder in jedem andern Winkel der Erde, seyn könnte.

O, nichts in der Welt hasse ich so sehr, wie diesen Plageteufel des Ceremoniels, der mich um meine ganze fröhliche Jugend gebracht hat! Ich war ein wilder, fröhlicher Knabe, als meine Eltern starben. Mein Oheim und Vormund nahm mich und meine Schwester nun zu sich. Noch jetzt werde ich bitter, wenn ich an das Leben denke, das ich bei ihm führen mußte. Ich wurde in den engen Nothstall der fürchterlichsten Etikette eingesperrt,

und meine Jugend verfloß unter Frisiren, Anziehen, den fünf Tanzpositionen, dem Stillsitzen in großen Gesellschaften, oder am Spieltische, und bei langen Reden, die mein Oheim mir Tag für Tag über die artige Conduite eines jungen Herrn von Stande hielt, Stundenlang hielt, weil nicht Eine fruchtete. Wohl tausendmal weinte ich verstohlen die heißesten Thränen, wenn ich mit meinem Oheim durch die zu Pfauen und Affen geschnittenen Buxus-Alleen des Gartens in feierlichem, langsamen Schritte gehen mußte, und er mir dann zurief: „gerade, Julius! den linken Fuß auswärts! Mein Gott, du zerknitterst ja den postillion d'amour an dem Haarbeutel!" Und dabei sah ich denn wohl über die Hecken weg, wie die Bauernkinder im Dorfe die Wiese auf und ab rannten, ohne je etwas von einer Position gehört zu haben! — Noch jetzt gehe ich an keinem Haufen von spielenden Kindern vorüber, ohne eine Minute stehen zu bleiben, und zu denken: spielt! Kein Oheim entblättere die Blüthe eurer Jugend! ... O, ich habe nie Kind seyn dürfen!

Sage, hätte ich nicht leicht ein Teufel werden können, da man mir nicht erlaubte, ein Kind zu seyn? — Erst seitdem habe ich begriffen, warum ich nicht davon gelaufen bin: ich war zu schwach, zu feig dazu. So hatte mein Oheim durch sein ewiges Einzwängen mich niedergedrückt!

Ich wurde ein Jüngling; doch immer blieb ich an meiner schweren Kette. Ein Hofmeister, nach welchem man in ganz Deutschland umher geschrieben hatte, begleitete mich auf die Universität, und hielt mich in dem alten Zwange. Ich trug die Fesseln mit der gewohnten Unterwürfigkeit; denn er ließ mich nicht aus den Augen. Er und mein Oheim, Beide sahen nicht, daß ich diese Kette haßte, daß nur mein Körper sie noch trug, daß mein Geist sie bei Lektüre schon längst gesprengt hatte.

Endlich kam der Tag, an dem ich mündig wurde; und nun hatte ich die Empfindungen eines Sklaven, der wieder frei geworden ist. Mein Oheim wollte mich in die Hof-Carriere bringen; das ließ ich mir aber nicht ge-

fallen. Stelle dir die Scenen vor, die es nun gab! Ich stürzte mich in den Strudel des Lebens, den ich so lange mit gierigen Blicken betrachtet hatte. Aller Sitte, aller Convenienz bot ich Trotz; ich wollte meine Kindheit nachholen. Die untern Stände der Menschen waren mir ganz unbekannt, und ich besaß Vermögen genug, alle meine Einfälle auszuführen. Daß ich nicht in den ärgsten Cynismus, bis zum Pöbel hinunter sank, davor behütete mich ein glückliches Gestirn, und die Freundschaft eines edlen Mädchens.

Ja, ich habe nie etwas so gehaßt, wie den Zwang, den eine thörichte Sitte vorschreibt; ich werde nie etwas so hassen, wie das, was ich jetzt täglich vor mir sehe: und dennoch muß ich noch bleiben. Adieu.

2.

Freienbach.

Jeder Mensch hält seinen Weg für den richtigsten, seine Art zu leben für die beste; und

ich kann das wohl leiden: das menschliche Geschlecht sollte kein Zug Heringe seyn, die neben, über, unter und hinter einander, durch Zwang getrieben, alle denselben Strich halten. Es ist nur ein Elend, daß immer Einer den Andern nach sich schnitzeln, und daß Keiner dem Andern zugeben will, man könne auch so gut und glücklich seyn. In Deutschland habe ich dies Elend, dünkt mich, mehr gefunden, als in Frankreich und England. Bei uns giebt ein geehrter, ein reicher, oder ein kluger Mann in seiner Stadt den Ton an, und erklärt s e i n e Manier zu leben, zu unterhalten, witzig zu seyn, für den Gipfel des Schönen und Anständigen. Nun sucht fast jeder sein Pfeifchen nach diesem Tone zu stimmen; und nun starren die geschnitzten Bilder den ehrlichen Mann, der eine lustigere Weise pfeift, mit Schrecken ins Gesicht. Daher sind unsere Gesellschaften in der Regel so geistlos. — Mit den sittlichen Handlungen ist es noch schlimmer. Man muß ein wenig ein Sonderling seyn, um gut, um glücklich zu leben; es ist aber jedem Sonderlinge zu rathen, nicht

unglücklich zu werden, damit man ihn nicht als rasend verschreie. Ein Sokrates würde noch jetzt den Schierlingsbecher der allgemeinen Verläumdung trinken müssen.

Wir sollten toleranter seyn, mich selbst nicht ausgenommen; denn ich kann nicht leugnen, daß mein Schwager durch seine Komödie einer höflich steifen Feierlichkeit glücklich ist. Gleich jenen Patriarchen, sollten wir zu einander sagen: „wir taugen Beide nicht in die Nachbarschaft. Bleib du; ich will nach Osten oder Westen ziehen." Zu einem solchen Schritte, dem einzigen, der die Liebe retten und den Haß verhindern könnte, haben die Menschen nicht Muth genug. Die armen Geschöpfe! wie quälen sie sich!

Seit zwanzig Jahren ist das der Fall mit mir und meinem Schwager. Er spielt eine langsame, feierliche Menuet, und ich dazwischen einen raschen Walzer, zuweilen mit ein Paar Takten aus einem höchst traurigen Largo vermischt. Unsere Weise paßt nicht, Schwager, sage ich. Spiele du auf deinem Sofa fort; ich will mein Tireli auf der Wiese oder

im Walde pfeifen. — „Wir sind Schwäger," antwortet er höflich und gutmüthig; „also müssen wir einander accompagniren. Ich will dir zu Gefallen meine Menuet schneller spielen; pfeife du deinen Walzer langsamer." — Es ist eine Teufelsmusik! sage ich; laß mich gehen. — „Wir sind Schwäger," erwiedert er; „du mußt bleiben."

Einige Jahre nach meinem akademischen Leben, die ich mit Umherschwärmen, aber nicht mit unnützem, zugebracht hatte, kaufte mein Schwager Freienbach, weil es an das Gut gränzt, das ich bewohnte. Ich hatte viel und ernsthaft über das Glück des menschlichen Lebens nachgedacht, und war entschlossen, es mir nicht entgehen zu lassen. Für diesen Zweck machte ich meine Einrichtungen, so einfach, so still als möglich. „Nur Einen Bedienten, lieber Schwager? Ein so reicher Kavalier!"— Schon der Eine wäre mir zu viel; doch der alte Jakob ist gut. — „Mag er doch! Aber der Kerl ist hochmüthig. Verachtet er nicht Ihre Livree?" — Eben das freuet mich. Treu ist er übrigens, ohne Livree. — „Kann seyn;

aber er spricht mit, und giebt sich ein Air von Vertraulichkeit, das einem Bedienten nicht ansteht." — Ich mag nicht von Stummen bedient seyn, wie der Großherr, und liebe die vox humana, sogar in der Orgel. Gott hat ihm die Rede gegeben: sollte ich, seines Gleichen, sie ihm nehmen wollen? — „Seines Gleichen? Schwager!" — Wahrhaftig, seines Gleichen; und manchmal, wenn ich die Liebe sehe, die er mir beweist, und die ich ihm nicht vergelte, die Treue, die Güte, womit er alle Menschen behandelt: dann bin ich stolz darauf, daß ich mich seines Gleichen nennen kann.

Hier unterbrach mein treuer Jakob das Gespräch. Mein Schwager sah ihn verachtend an; und ich, wahrhaftig nur um diesen Blick wieder gut zu machen, schüttelte dem Alten die Hand. Nun sah mein Schwager mich eben so verachtend an, wie den Bedienten; und seitdem quälten wir uns, als ob wir dazu geboren wären. Was zu thun? Ich kaufte ohne langes Besinnen einen Weinberg in einer schönen Gegend, zehn gute Meilen weit

von Freienbach, und bauete mir dort ein hübsches Landhäuschen. Es ist mein Schwager, Jakob, sagte ich; besser, ich ziehe von dannen, als daß wir hier einer des andern Teufel spielen.

Nach Jahr und Tag kommt mein gutherziger Schwager, und bietet die Hand zur Versöhnung. Ich werfe mich voll Liebe, und mit Bedauern, daß die Menschen nicht anders sind, an seine Brust. Er will sich ganz mit mir versöhnen, doch unter einer Bedingung, die uns nothwendig wieder entzweien mußte. Und diese Bedingung war meine Rückkehr in seine Nachbarschaft. Ich ergab mich endlich, und hielt um des lieben Friedens willen ein Paar Bedienten mehr, die nichts zu thun hatten, und eben deshalb mancherlei Verdruß im Hause erregten, den doch mein alter Jakob meistens allein trug. (Im Vorbeigehen: solche häusliche Kabalen sind das Element meines Schwagers. Er fühlt seine Größe, wenn er den Herrn, den Schiedsrichter machen kann.)

Ich sah darüber hin, weil ich liebte. Bei meinem Schwager lebte ein junges, schönes,

tugendhaftes und gebildetes Mädchen, die Tochter des Hofraths Fein, der ihm durch strenge Rechtschaffenheit sein Vermögen gerettet hatte. Sie war nach dem Tode ihres Vaters ganz hülflos gewesen. Mein Schwager hatte sie aus Dankbarkeit gegen den redlichen Vater zu sich genommen; und bis auf einige Kleinigkeiten, die doch aber das zarte Herz des Mädchens verwunden mußten, befand sie sich dort recht wohl.

Mein Schwager pries mir unaufhörlich die Liebenswürdigkeit der Mamsell Fein, die ich noch besser kannte, als er. Ich liebte Julien schon. Es fehlte mir nicht an Gelegenheiten, sie allein zu sprechen, und wir erklärten einander unsre Liebe. Mein Schwager sprach sehr oft davon, daß er sich glücklich schätzen würde, wenn er das Mädchen glücklich machen könnte. So seyn Sie glücklich! sagte ich einmal zu ihm; ich liebe Julien, und will sie heirathen. — Er war wie aus den Wolken gefallen. „Sie?" — Ja, ich! — „Ein Kavalier!" — Ja, und ein sehr glücklicher, wenn das Mädchen meine Frau wird.

— „Glücklich? Das möchte ich wohl bezweifeln.“ — Auch ich, wenn sie Ihre Frau werden sollte. — „Herr Bruder! ich hoffe, Sie werden doch nicht Ihre Schwester und mich beschimpfen wollen?“ — Beschimpfen? Darf ich Sie bitten, Ihre Worte ein wenig zu überdenken? Halten Sie es für ein Bubenstück, ein Mädchen zu lieben, das, nach Ihrem eignen Zeugniß, höchst liebenswürdig ist? — „Lieben! Aber heirathen!“ — Ich habe ihr gesagt, daß ich sie liebe. — „Schon gut. Aber heirathen!“ — Ich, mein edler Herr Schwager, halte es für ein Bubenstück, einem Mädchen, das man nicht heirathen will oder heirathen kann, zu sagen, daß man es liebt; und also . . . — „Was also? was?“ . . . — werde ich sie heirathen, um kein Bube zu seyn. — „Nein, das werden Sie nicht!“

Wir gehen aus einander. Mein Schwager macht allerlei seltsame, beleidigende Versuche, meine Heirath zu hindern; ich greife aber endlich durch, und das Mädchen giebt mir ihre Hand. Nun ging für uns Alle eine Zeit des unerträglichsten Quälens an. Meine

Frau wollte aus einer allzu zarten Güte nicht zugeben, daß ich mich von meinem Schwager trennte, und machte tausend Versuche, die Liebe meiner Verwandten zu gewinnen. Es gelang, und gelang nicht. Man konnte sich nicht entbrechen, der Frau die Achtung zu erweisen, die ihre Tugenden ihr auf einem Throne verschafft haben würden; doch diese Achtung mußte sie mit Aufopferung eines stillen, glücklichen Lebens, das wir hätten führen können, erkaufen. Sie schmiegte sich in alle Einfälle meines Schwagers und meiner Schwester; aber dennoch —

Sie starb. Ach, zu spät erblickte ich ihr leidendes Herz, das der Hochmuth, die Verachtung, der Hohn meiner Verwandten mit tausend Stacheln verwundet hatten. Ein Paar Worte, die sie in ihrer Todesstunde mit bleichen Lippen sagte, als ich, vom Schmerz überwältigt, verzweifelnd, an ihrem Bette auf den Knieen lag — diese Paar Worte deuteten mir ein schreckliches Geheimniß an: daß unsre letzte Umarmung vielleicht die einzige war, die sie glücklich gemacht hatte. Auch der alte

Jakob, der meine Frau anbetete, gab mir im ersten Schmerze ein Paar Winke, daß mein Schwager durch seine unzeitige Geschäftigkeit nach und nach das Grab ausgehöhlt hätte, das meine Geliebte, und mit ihr mein Glück, verschließen sollte.

Nur die kalte, verzweifelnde Gleichgültigkeit, womit ich jetzt das ganze Leben betrachtete, hielt den wilden Grimm zurück, der in meinem Herzen brannte. Mein Schwager kam, und mit ihm eine Schaar von Verwandten und Bedienten, ein Wagen voll Flöre, Fackeln, Laternen, Wapenschilde, Fahnen, und pappener Pyramiden mit Denksprüchen über die Kürze des Lebens, das Er so kurz gemacht, und über die Tugenden der Verstorbenen, die Er ins Grab gestürzt hatte.

Mein Jakob, der einzige Mensch, den ich jetzt sah, verschwieg mir die Ankunft dieser fürchterlichen Komödianten-Bande. Ich lag neben dem Sarge meiner Julie auf den Knieen, hielt ihre starre Hand auf mein vergehendes Herz, ließ meine Thränen auf ihre geschloßnen Augen fallen, und bat den Allmächtigen

flehend um den Tod, oder um einen Strahl aus der Ewigkeit, der mehr als Hoffnung gäbe. Jakob vereitelte alle Versuche meiner Verwandten, mich zu sprechen. Man baute indeß im Hause, ohne allen Schmerz, mit kalter Gleichgültigkeit, ein Castrum doloris auf. O, jetzt danke ich Gott, daß ich nichts davon wußte! — In der dritten Nacht trugen wir, ich und Jakob, den Leichnam meiner Julie durch die Thür ihres Zimmers in den Garten. Unter einem Dache von alten, hohen Cypressen hatte sie ein kleines Gewölbe bauen lassen, eine Grotte gleichsam, worin sie oft einige Stunden zubrachte. „Hier," sagte sie kurz vor ihrem Tode einmal lächelnd; „hier will ich ruhen!" Dahin trugen wir ihren Leichnam. Jakob zeigte mir im Grunde der Grotte eine Nische für den Sarg, die ein Stein sehr fest verschloß. Wir setzten den Sarg hinein, warfen uns dann Beide vor der Oeffnung nieder, und feierten mit Thränen eines zerrissenen Herzens das Begräbniß.

Als der Morgen anbrach, nahm Jakob meine Hand, und sagte: „die Selige war

eine große Frau. Sie wissen nicht, was sie ertragen hat, mit welchem Muthe! Lieber Herr, auch Sie müssen nun stark seyn und tragen!"

Du glaubst nicht, lieber Wilke, wie diese zitternden Töne in meine blutende Seele drangen, mit welchem Muth sie mich erfüllten. Ja, sagte ich; das will ich. Was ich noch zu leiden haben kann, ist hiergegen ein Spiel. Ich will tragen. — Jakob faßte mich beim Worte. „Ihr Schwager ist hier," hob er wieder an. (Ich erblaßte.) „Seyn Sie stark! Das ganze Haus ist voll Fremder; sie haben Fackeln und so weiter zum Begräbniß mitgebracht."

Laß anspannen, sagte ich; wir wollen fort. — Ich ging in Juliens Zimmer zurück, und Jakob brachte mir den Verwalter, einen sehr ehrlichen Mann, dem ich die Besorgung meiner Geschäfte übertrug. Mein Wagen wurde gepackt und fuhr am Garten vor. Nun rief man alle meine Bedienten; ich gab jedem seinen Lohn, und entließ ihn. Das verrieth mich. Mein Schwager und die andern

Verwandten drangen in mein Zimmer. Ich sprang auf, als ich den Mann erblickte, der mich so unglücklich gemacht hatte, und rief ihm von weitem zu: ich verzeihe Ihnen; aber wir dürfen uns nie wieder sehen.

„O Gott!" rief er, erschüttert; „ich habe gefehlt. Aber — wir sind Schwäger, Brüder! Dürfen wir einander hassen?"

Nein; und eben deshalb müssen wir uns trennen, erwiederte ich, und näherte mich der Thür.

„Und das Begräbniß, Schwager? Was wird die Welt sagen, wenn Sie dabei fehlen!"

Mußte er mich daran erinnern? — Ich rief: Sie, Sie gruben Julien ihr Grab. Doch begraben haben wir sie, ich und Jakob, ein Mann, der sie liebte. Nur Menschen, die nicht an ihrem Tode Schuld sind, sollten sie berühren. — Mit diesen Worten verließ ich eilig das Zimmer, sprang in den Wagen, und fuhr davon. Adieu.

3.

Freienbach.

Die Natur, lieber Wilke, hat, wie eine liebende Mutter, den Menschen zum Genusse der Glückseligkeit bestimmt. Warum wäre denn sonst ein solcher Schmerz nicht ewig? warum keimten denn sonst aus dem zerdrückten, versteinerten Herzen neue Hoffnungen hervor, wie Blumen aus dem Grabe, das die theure Geliebte bedeckt? warum nähme die Zeit uns nach und nach den Schmerz, auf dessen ewige Dauer wir schworen, und den unser Gefühl für eine Tugend erklärte? — O, ich möchte sagen: der Schmerz ist die Blüthe der Tugend; Geduld und eine süße Sehnsucht nach der Ewigkeit sind ihre Früchte.

Es schien mir in der That sehr verwegen und hochmüthig, als mir Jakob, bei einem Ausbruche meines Schmerzes, einmal sagte: „ich habe ja auch eine Frau verloren, lieber Herr!" — Du, und ich! erwiederte ich bitter. Ja, ja!

Er antwortete demüthig, und mit Thränen in den Augen: „sie war nicht so schön, wie die Ihrige, auch nicht so klug, nicht so vornehm; aber ich liebte sie eben so. Und daß ich seitdem ein ehrlicher Mensch bin, kommt daher, weil ich gern wieder zu ihr möchte; denn sie ist an einem guten Orte.“ Ich faßte bereuend seine Hand. Sag, lieber Wilke: wer war der Hochmüthige; ich oder Jakob? Ach, und ich könnte sogar fragen: wer war dem Schmerze am treuesten! Ich habe das den guten Jakob selbst gefragt, und er antwortete: „Sie sind jünger. Es ist gut, daß Sie vergessen. Warum aber sollte ich vergessen, ich alter Mann!“ — Es ist Wahrheit in diesen Worten, lieber Wilke.

Ich ging nach Italien, wohnte in der Schweiz, und durchreiste Frankreich. Mein Schmerz wurde eine gelinde, stille, wehmüthige Sehnsucht, die nun zu jeder Freude einen Tropfen sanfter Weisheit mischt, die als mein guter Dämon mich warnt, mich festhält, mich zurückzieht, wenn mich natürlicher Frohsinn und wilde Lustigkeit treiben.

Aber fest entschlossen war ich, von nun an auf meine Weise glücklich zu seyn; das heißt — die Natur mag es verantworten, daß sie in meinem Gemüth aus diesen beiden Extremen Eins machte —: entweder in der tiefsten Einsamkeit an der Brust eines Freundes, an dem Herzen einer wahren, vertrauensvollen Liebe zu leben, oder mich in dem dicksten Gewühle der Menschenmasse umher zu treiben. Wenn ich nicht lieben kann, so muß ich lachen und wohlthun.

Ich fand dich, lieber Wilke, und war glücklich, bis uns das Schicksal wieder trennte. Nun stürzte ich mich aufs neue in das tolle Gewühl, und ließ mich treiben. O, wenn ich nur Menschen hatte — was kümmerte es mich, von welchem Stande sie waren! Ich habe gelacht, doch oft auch kostbare Thränen geweint. Hätte ich dabei weiter gar nichts gelernt, als daß der Mensch überall Mensch bleibt; daß die Bettler gerade so eitel, so prunkvoll sind, wie die Granden in Madrid; daß nichts verschieden ist, als das Ziel, nach welchem man strebt; daß die Tagelöhner um

einen Thaler eben so ringen und eben solche Intriguen machen, wie die Vornehmen um ein Band, um ein Landgut; daß die Tugend allen Ständen angehört; daß die Leidenschaften überall ihr fürchterliches Spiel treiben; daß Thorheit und Weisheit, Rohheit und Humanität, Laster und Tugend, Genialität und Dummheit, keine Pflanzen sind, die nur in einem gewissen Reviere der Menschen wachsen, sondern überall hervorkeimen und gedeihen; daß man, mit einer kleinen Veränderung des Schauplatzes und des Costume, aus einem Bauerfeste eine Hof-Fete machen könnte, ohne ein Zauberer zu seyn; kurz, hätte ich weiter nichts gelernt, als daß Menschen allenthalben Menschen sind: so hätte ich diese Lehre immer nicht zu theuer bezahlt.

Mein Tagebuch, guter Freund, das dir zu Gebot steht, enthält Scenen, bei denen du mit Stolz fühlen würdest, daß du ein Mensch bist; Tragödien, von denen der schreckliche Crebillon sich nichts träumen ließ, und Nachspiele dazu, in denen so possierliche Narren auftreten, daß sie der bunten Jacke sehr wohl

entbehren können. Jetzt freilich hat mich mein edler Schwager — der es sich nicht träumen läßt, wie bunt er auf meinen Papieren figurirt — an seine steife Kette geschmiedet, und ich muß die fünf Tanzpositionen meiner Jugend wieder durchmachen. Ich hoffe indeß, es soll nicht lange mehr dauern; und vielleicht gewinne ich wieder ein Herz, an dem ich der Einsamkeit und meines Lebens aufs neue froh werde. Doch davon morgen. Leb wohl!

4.

Freienbach.

Nicht weit von Frankfurt esse ich auf der Poststation mit mehreren Reisenden. Ein Jude läßt den Postmeister um Erlaubniß bitten, zu Fuße neben der Post her gehen zu dürfen. Diese seltsame Bitte erregt ein allgemeines Gelächter, und der Postmeister läßt dem Manne hinaussagen: das könne er nach Belieben thun. Der Jude bittet aber um schriftliche Er-

laubniß dazu. Nun geben wir uns alle Mühe, zu errathen, was ihn wohl zu dieser seltsamen Bitte bewegen könne. Der Postmeister geht endlich hinaus, und sagt, als er zurückkommt: der Jude ist kein Narr. Er hat Geld bei sich, und ist zu arm, das Postgeld zu bezahlen. Da nun der Weg durch den Spessart geht, worin es nicht ganz sicher ist, so will er neben der Post bleiben, die von Husaren begleitet wird. Er fürchtet indeß, die Reisenden könnten ihn, wenn sie ihn immer bei dem Postwagen sähen, verdächtig finden und mißhandeln. Davor will er sich durch die schriftliche Erlaubniß sichern.

Das Gelächter wurde noch größer, als man ähnliche Züge von der Furchtsamkeit der Juden erzählte. Ein Franzose, der mit uns aß, fragte mich, worüber wir lachten. Ich sagte es ihm; und er erwiederte mit einem Blicke des Vorwurfs: „für mich ist das sehr ernsthaft. Welche Bedrückungen mußten dazu gehören, einem ganzen Volke diese vorsichtige Furchtsamkeit als National-Charakter aufzudrücken! Das Gelächter hier ist mir so fürch-

terlich, wie das Lachen des Tyrannen, um dessen Füße sich sein Sklav in seltsamen Stellungen windet." Das war nicht fein, aber treffend. Ich bot dem Ehrenmanne die Hand, und dachte: einen Menschen gefunden! Dem Juden gab ich das Postgeld, damit er fahren könnte, und dem Franzosen bot ich mich mit einschmeichelnder Gefälligkeit zum Reisegefährten an. Er sagte mir, wohin er ginge. Mir war der Weg gleichgültig; ich wollte nur mit dem Manne von Gefühl in Gesellschaft seyn.

Unsere Reise konnte etwa drei Tage dauern. Welche Stunden werde ich haben! dachte ich beim Einsteigen in den Wagen, und ließ mich nun sogleich in ein Gespräch mit dem edlen, so wahr fühlenden Manne ein. Doch nie in meinem Leben habe ich mich in jemand stärker betrogen, als in ihm. Der Mensch war nichts mehr als ein Franzose, der sich einbildete, er müsse seiner Nation zu Ehren da lachen, wo ein Deutscher ernst bleibe, und da finster seyn, wo ein Deutscher lache. Das, und nicht sein Herz, hatte seine Bemerkung im Posthause veranlaßt.

Ich konnte nicht auf eine gute Art von ihm loskommen, und sein ewiges Gespräch waren und blieben die Vorzüge der Französischen Nation vor jeder andern, in allen nur möglichen Rücksichten. Sie würden, sagte ich, mit einer Anspielung auf seine Bemerkung im Posthause, wenn es möglich wäre, allen andern Nationen die Selbstverachtung als National-Charakter aufdrücken. Er lächelte darüber selbstgefällig.

Wir kamen bei einem Gespräch über die Schaubühne in einen langen Streit. Er hatte nie ein Deutsches Schauspiel gesehen oder gelesen; ja, er verstand kein Wort Deutsch. Und dennoch erhitzten mich seine Behauptungen über unsre Dichter. Ich bemerkte meine Thorheit, und setzte nun den lächerlichen Streit mit guter Laune fort. So kamen wir in einem Städtchen an, wo wir die Nacht in einer elenden Schenke zubringen sollten.

Ein Mensch mit geschminktem Gesichte trat in das Zimmer, präsentirte mir mit seltsamen Verbeugungen einen Komödien-Zettel, und bat um meinen Zuspruch. Ich erkundigte

mich, und erfuhr nun, daß hier seit einigen Tagen so eine Winkel-Truppe in einer Scheune spielte, und daß diesen Abend die Zauberflöte gegeben würde. Mit dem Zettel in der Hand, wendete ich mich ganz gravitätisch an meinen Franzosen, und sagte ihm: hier könne er Zeuge von dem Zustande des Deutschen Theaters seyn. „Dieser Herr,“ so redete ich den Schauspieler an, der verlegen da stand, „ist ein großer Bewundrer der Französischen Bühne; ich hoffe, Sie werden heute Abend die Ehre der Deutschen retten.“ Mit einem komisch-stolzen Achselzucken antwortete er: das Locale, Ew. Gnaden, ist uns ein wenig entgegen. Wir haben Unglück gehabt. Doch im Punkte des Spiels können wir es mit jeder Gesellschaft aufnehmen. Es kommen schöne Veränderungen in dem Stücke vor, und Mozart ist ein großer Mann. — „Das ist er; und wäre er heute Abend hier, ich würde es ihm mitten unter Ihrer Musik dennoch sagen.“ Der geschminkte Herr erwiederte mit einer Verbeugung, und gefällig lächelnd: unser Direktor spielt eine gute Geige. Die übri-

gen, nehmlich die Stadtmusikanten hier — es hat Mühe gekostet, sie ein wenig in Gang zu bringen; und da Sie ein Kenner sind, so rechnen wir auf Ihre Güte. — „Auf meinen Beifall, sagen Sie lieber; auf meinen Beifall! Was spielen Sie denn?" — Den Papageno. Se werden es mir zu gute halten, wenn ich ein wenig übertreiben sollte. Vor einem solchen Publikum wie das hiesige . . . — (Das sagte er verächtlich.) — „Wie überall," fiel ich ein. „Glauben Sie mir, die Schauspieler einer Hauptstadt meinen Wunder, was sie thun; ich aber finde es tausendmal schwerer, in einer Scheune, bei Musik von Stadtpfeifern (die denn doch am Ende auch bezahlt seyn wollen), vor einem solchen Publikum, und für solche Preise Könige, Prinzen und Helden zu spielen."

Er verbeugte sich wieder. „Ich komme übrigens," fuhr ich fort, zog meine Börse heraus, legte vor den Augen des Franzosen zwei Laubthaler auf den Tisch, und sagte: „besorgen Sie mir dafür zwei Billets auf den ersten Platz." Der Schauspieler ging. „Theu-

er," sagte ich zu dem Franzosen, „ist das Deutsche Theater; aber man hat auch etwas für sein Geld!" Der Franzose warf spöttisch den Kopf auf; doch versprach er, mitzugehen.

Ich wußte selbst nicht recht, was ich eigentlich wollte. Vielleicht mich für meine Hitze, oder den Franzosen für sein Absprechen bestrafen. Am meisten bestimmte mich wohl mein Interesse für alle solche kleine Gesellschaften, die sich im Stillen umhertreiben und ihre Armseligkeiten mit großem Ernste zur Schau tragen.

Die zwei Laubthaler hatten ihre Wirkung nicht verfehlt; man wartete auf uns. — Du hast in der That keinen Begriff von der drolligen Art, mit der die armen Menschen Kleidung, Maschinerie, Musik und Rollen zusammengeflickt hatten. Lumpen die Kleidung, Lumpen die Dekorationen, und eine Musik, die vollkommen dazu paßte. Mein Franzose fluchte; ich blieb ernsthaft, und versicherte ihm jetzt: so etwas könne er in Paris nicht gesehen haben; versicherte es eben so ab-

sprechend, wie er vorher behauptet hatte, das Deutsche Theater tauge nichts.

Papageno hielt Wort. Die Einwohner des Städtchens lachten wiehernd vor Freude. Mein Franzose wußte nicht, wie er es nehmen sollte, als ich ihm das Feine in dem Spiel aus einander setzte; und ein wohlgekleidetes Frauenzimmer neben mir kicherte in Einem fort, als ob sie unser Gespräch verstände. Bald nach dem ersten Akte sprang mein Reisegefährte unwillig auf, und ging davon. Ich rief ihm nach: „wenn Sie nun die Deutsche Bühne verachten, mein Herr, so kann Niemand sagen, Sie haben Unrecht; von heute an dürfen Sie es thun."

Also, fragte das Frauenzimmer neben mir Französisch, also die Lobeserhebungen, die Sie der Posse gaben, waren Scherz? — „Scherz und Ernst!" antwortete ich Deutsch. „Denn hätte der Franzose Sinn für diese groteske Lumperei, für dieses erhabne Bettlergemählde, für dieses wahre, rührende Abbild der Menschenwelt: so . . ." (Schon lange war diese Idee in meiner Seele, und bewegte sie ge-

waltig.) „Denn sagen Sie . . . Mamsell, oder Madame?“ — Mamsell. — „Mamsell, haben Sie je ein rührenderes Bild von dem menschlichen Leben gesehen, als hier diese Bettlergesellschaft, welche Löwen, Schlangen, eine ganze Zauberwelt, Priester, Liebe, Haß — und was noch alles mehr! — in Bewegung setzt, und muthig durch Flammen wie durch Fluthen geht, um sich nur am Abend kümmerlich satt zu essen? Vielleicht zankt Pamina, die den Muth hatte, vor aller Welt mit dem Geliebten und für ihn zu sterben, heute Abend in einem abgelegenen Kämmerchen mit ihm um den letzten Bissen Brot!“ — Eben weil das Sterben für ihn nur eine Rolle war! sagte das Mädchen ernst.

„Eine Rolle? Ist denn unsere Liebe, die großmüthigste, die treueste, mehr als eine Rolle, die wir auf der Bühne der Jugend spielen, und deren Costüme wir ablegen, wenn wir in das männliche Alter gekommen sind? Läuft es denn nicht am Ende auch darauf hinaus, uns kümmerlich satt zu essen?“

Nein, es läuft auf mehr hinaus! sagte

das Mädchen sehr bewegt, mit der Hand auf dem Herzen. Wir spielen diese Komödie voll Armseligkeit, um uns satt zu leben, als Probe auf einer unerleuchteten Bühne, in Hauskleidern, für das Grab! . . . für die Ewigkeit! setzte sie leise hinzu.

Ich war schon längst gerührt. Die zitternd und leise gesprochenen Worte: „für die Ewigkeit!" welche mir wie die erhabene Ueberschrift an dem großen Schauspielhause der Erde vorkamen, vollendeten die Bewegung meiner Seele. Zwei Thränen, die aus meinem Auge drangen, fielen auf die Hand des Mädchens, die ich hielt. „Für die Ewigkeit!" wiederholte ich. „O, das ist die stille Musik, die das Leben durch eine schöne Harmonie veredelt. Doch ihre heiligen Töne erklingen nur in schöneren Seelen, die durch Fluthen und Flammen emporstreben."

Das Mädchen bedeckte ihre Augen mit dem Taschentuche. Ich danke Ihnen, sagte sie endlich, mit nassen Augen und ohne alle Ziererei. Daß ich hier weinen würde, glaubte ich nicht.

Ich war zu gerührt, um in meiner Situation bleiben zu können; daher stand ich auf, und ging auf das Theater. Man empfing mich mit vielen Entschuldigungen: Alle schrieben ihr heutiges unglückliches Spiel einem Zufalle zu, und jeder nahm doch mein Lob mit Freuden an. Um keinen Preis hätte ich mit wegwerfender Miene unter den Schauspielern dastehen mögen. Ich lächelte nicht, als Sarastro mir seinen papiernen Zaubergürtel, und jeder Andre die schwache Seite seines Anzuges oder Putzes zu verbergen suchte. Da die beste Aktrice der Gesellschaft dennoch beschämt in der Ferne stehen blieb, und allein meinem Lobe nicht zu trauen schien: so — was sollte ich thun, um auch ihr eine angenehme Empfindung zu verursachen? — so bat ich die ganze seltsame Bande bei mir zu Tische.

Der zweite Akt ging an, und ich setzte mich wieder zu meiner Nachbarin. Sie fragte, wie ich es auf dem Theater gefunden hätte. Ich erzählte ihr lachend, und setzte dann hinzu, daß die sämmtlichen Schauspieler heu-

te meine Gäste seyn würden, und daß ich mir einen komischen Abend verspräche.

Ich möchte dabei seyn! sagte sie. — „Warum nicht? Ich bitte Sie zu dieser Fete.“ — Bis um zehn Uhr hätte ich Zeit. Aber . . . es ist doch wohl fast unschicklich. — „Ein Schauspiel; mehr nicht.“ — Sie besann sich ein Paar Sekunden, und sagte dann lächelnd: ich nehme es an. Es scheint nicht schicklich; aber mich kennt ja Niemand. In dem Augenblicke zog sie ihre Flohrkappe, aus der bisher kaum die Augen hervorgesehen hatten, noch fester über das Gesicht. Ich bot ihr meinen Arm, und am Ausgange verließ sie mich, um ihren Wagen zu bestellen. (Sie wohnte nicht in dem Städtchen, sondern etwa eine Viertelstunde weit davon.)

Ich ging nach Hause, wo ich — was mir ganz lieb war — meinen Franzosen schon abgereist fand, und traf Anstalten zum Abendessen, das mir in dem Städtchen anzuschaffen schwer genug wurde. Nicht lange, so kam meine Gesellschaft Künstler. Auch meine Nachbarin im Schauspiel erschien, wieder mit herabgezo-

abgezogener Flohrkappe, und nannte mich Onkle. Als ich unter meiner Gesellschaft die beste Aktrice nicht bemerkte, fragte ich nach ihr. Man flisterte mir ins Ohr: sie sey zu stolz, als daß sie kommen sollte. Ein wunderliches Geschöpf! sagten die Mädchen; alle Freude, die man haben könnte, verdirbt sie einem!

Anfangs waren meine Herren und Damen ein wenig hölzern, weil sie gern ein anständiges Wesen erzwingen wollten; da ich aber meiner fröhlichen Laune den Zügel schießen ließ, und da Wein die Hauptsache des Gastmahls ausmachte, so kamen sie allmählig in ihre natürliche Stimmung. Jetzt fingen sie an, sich unter einander selbst mit ihrer Armseligkeit zu necken, besonders den Direktor, dem sie vorwarfen: seine Frau trage ein Kleid, das noch vor Kurzem eine Gardine gewesen sey. Sie rechneten die Orte her, wo sie genöthigt gewesen waren, für Abendessen Wolken, Schlangen, Gärten und andere Maschinerien stehen zu lassen. Und dennoch, troß dieser übergroßen Armuth, waren sie die fröhlichste Bande Menschen, die mir je vorge-

kommen ist. Die Zeit verflog mir unter ihnen. Ich sah auf die Uhr, und gab meiner Nichte, die in Einem fort lachte und unerschöpflich an guten Einfällen war, ein Zeichen, daß es Zehn sey. Sie drückte mir die Hand, verließ das Zimmer, und lachte noch draußen recht herzlich.

Durch den Ernst, den ich von Zeit zu Zeit einmal blicken ließ, hielt ich die fröhlichen Menschen — und wahrlich sie waren darum fröhlich, weil sie satt zu essen hatten — in den gehörigen Schranken. Endlich, als sie um Mitternacht aufbrachen, erfuhr ich, daß sie mit mir in demselben Wirthshause wohnten. Ich gab der Direktrice meinen Arm, sie hinunter zu begleiten. An der Thür ihres Zimmers wollte man mich zurück komplimentiren; ich machte sie aber auf, weil ich doch auch die Wohnung dieser Menschen sehen mußte. Lachend begleiteten sie mich nun.

Es öffnete sich ein Kämmerchen neben dem Zimmer, und die stolze Aktrice trat uns, reinlich gekleidet, entgegen. Ich sagte ihr ein Paar artige Worte, die sie mit feinem An-

stande, aber mit Schmerz in der Miene, beantwortete. Alle Andren begegneten ihr mit Achtung. Die ganze Gesellschaft lag in dem Zimmer auf zwei Streulagern; nur die Stolze bewohnte das Kämmerchen allein mit einem jungen Mädchen, das auch bei mir gegessen hatte und jetzt mit einem Akteur in Streit war. Er wollte ihr eine Flasche Wein wegnehmen, die sie unter der Schürze trug. Endlich sagte sie laut: sie hätte den Wein der Mamsell Bernhard (der Stolzen nehmlich) mitgebracht. Mamsell Bernhard nahm die Flasche mit glühender Schamröthe im Gesicht, und gab sie dem Schauspieler. Dann warf sie einen schmerzlichen Blick auf mich, und ging nach einer sehr anständigen Verbeugung.

Am folgenden Morgen fanden sich die Herren und Damen uneingeladen zum Frühstück bei mir ein. Ich ließ auftragen, und ging indeß hinunter in das Gärtchen. Hier fand ich Mamsell Bernhard. Ich hatte mich während der Nacht ängstlich mit ihrem Schicksal beschäftigt, durch das sie unter diese Bettler gerathen war. „Mamsell," — so redete

ich sie an — „Sie scheinen in Ihrer Lage nicht glücklich zu seyn.“ Sie hatte in ihrem Gesichte ein Lächeln erzwungen, als ich sie anredete; jetzt aber verschwand das Lächeln: es brachen Thränen aus ihren Augen, und sie schluchzte im heftigsten Schmerze.

O mein Herr! o mein Herr! sagte sie mehrere Male, als scheute sie sich fortzufahren. „Ich zeichnete Sie schon gestern aus,“ fing ich wieder an: „darf ich Ihnen meine Freundschaft anbieten?“

Meine Lage, erwiederte sie ernst, giebt Ihnen das Recht, mich zu beleidigen. Das ist der Schmerz einer Unglücklichen!

Sie verstand mich falsch; ich bemühete mich aber vergebens, sie aus ihrem Irrthume zu bringen. Da sie jung und schön ist, so hat sie wahrscheinlich schon unangenehme Erfahrungen gemacht. Sie verließ mich, ohne mich anzuhören. Ich wurde unmuthig über dies Mißtrauen, das aber, wie mir erst nachher einfiel, mein Umgang mit der Gesellschaft ganz natürlich machte. Der Direktor sagte mir von ihrem Schicksale genug, daß ich

mich ferner für sie interessirte; doch alle meine Mühe, sie zu sprechen, war vergeblich.

Am Abend kam auf einmal meine Nichte wieder, um den Hamlet zu sehen, den man angekündigt hatte. Ich ging ihr freudig entgegen; denn in diesem Augenblicke fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, daß sie das arme Mädchen retten sollte. Mein Nichtchen war indeß fremder und kälter geworden; doch meine Erzählung von der Mamsell Bernhard thauete ihren Frost wieder auf. Sie ging sogleich zu dem Mädchen. Als sie zurückkam, sagte sie, mitleidig und betrübt: „die Unglückliche!" — Kann man ihr helfen? — „Ja, wer so ein Sarastro wäre, und mit einem Winke Steine in Gold verwandeln könnte!" — Das heißt: mit Gelde wäre ihr zu helfen? Und wie viel müßte es seyn? — „Viel, sehr viel!" antwortete meine Nichte: „so viel, als zum Unterhalt eines Mädchens nöthig ist." Sie erzählte mir nun die Geschichte der Mamsell Bernhard. Die fürchterlichste Noth hatte sie auf dies Theater getrieben, und sie war nach und nach mit der Gesellschaft in die hülflo-

feste Armuth versunken. Ueberall hatte ihr die Verführung entgegengelächelt, oder Härte sie zurückgeschreckt. Die einzelnen Umstände der Geschichte waren entsetzlich. Nun? fragte ich; wie viel gehört denn zu dem Leben eines Mädchens, liebe Nichte? — „Viel, viel!" sagte sie zögernd: „gewiß zwei hundert Gulden jährlich." — Und wenn sich die fänden? — „So wäre ein Mensch gerettet!" sagte die Nichte mit ausgebreiteten Armen. Guter Gott! rief ich, und dachte an die Tausende, die ich jährlich verwenden kann. Ich schrieb der Mamsell Bernhard eine Anweisung von jährlichen zwei hundert Gulden auf meine Güter, zahlte ein Jahr voraus, gab noch außerdem eine Summe zu der ersten Einrichtung, und händigte das alles meiner Nichte ein.

Sie liest das Papier mit Erstaunen, lächelt, weint, und endlich, als sie meinen Namen erblickt, ruft sie aus: „also der Freiherr von Roßlau sind Sie? Das sieht Ihnen ähnlich! Ich hätte Sie schon gestern erkennen sollen!" Und nun lief sie, schnell wie ein Sturm-

wind, davon, um der Unglücklichen noch vor dem Anfange des Schauspiels die frohe Nachricht von ihrer Rettung zu bringen.

Ich bleibe stehen, und verliere mich in Gedanken darüber, was es kosten würde, so manchen Unglücklichen zu retten. Weiter nichts, sage ich endlich, als nur ein Mensch zu seyn! Welches Elend wäre zu groß für ein Herz voll Liebe! Indem ich das sage, blicke ich gen Himmel; und auf einmal fühle ich meine Kniee umfaßt. Es war die Unglückliche. Ich hebe sie auf, sage: meine Tochter! und drücke einen Kuß auf ihre Wangen. Sie wurde gerufen. „Heute,“ sagte sie schnell, „soll ich die aus Schmerz Wahnsinnige spielen. Ach, ich hielt die Rolle für ein Vorbild meines eignen Schicksals;“ (sie spielte die Ophelia im Hamlet) „und nun, guter Gott! fürchte ich, die Freude wird mich wahnsinnig machen!“

Meine Nichte fragte, ob wir nicht in das Schauspiel gehen wollten. Heute taugt es *nicht* für meine Stimmung, erwiederte ich; aber — hätten Sie wohl Lust, mit mir einen Spaziergang durch die Weinberge zu

machen? — „O," sagte sie; „errathen Sie meinen Wunsch? oder habe ich ihn geäußert?" Sie ging mit mir, und ich hatte einen sehr glücklichen Abend.

Wie soll ich dir das Mädchen beschreiben, Wilke, daß du doch mehr bekommst, als eine Silhouette, der alles, und weniger als ein Phantasiestück, dem nichts ähnelt? Ein heiteres, fröhliches Geschöpf, mit einer raschen Phantasie, und einem leichten Sinn, bei einem fühlenden Herzen: ein Geschöpf, das muthig über alle Sitte wegspringt, wenn ein geachteter Mann das Beispiel dazu giebt; das in seiner Fröhlichkeit das Leben ganz lustig findet, und damit schon zufrieden ist, aber auch jede erhabne Seite desselben mit Geist auffaßt, wenn man sie seinem Blicke vorführt. Den Männern kann ich sogar ein wenig Paradoxie verzeihen, den Weibern kaum Originalität; aber sie müssen Sinn für fremde Originalität haben. Nenne das immerhin Ungerechtigkeit; es ist nur die feste Ueberzeugung, daß die Originalität der Weiber in tausend Fällen neunhundert neun und neunzig

Mal weiter nichts ist, als Affektation. Die rechte — o! wer sollte die nicht ehren! Aber ein Weib von dieser Art müßte bei dem festesten Herzen das sanfteste, heiligste Geschöpf seyn, und die Strahlen der Liebe würden ihre ganze Originalität dem Auge entziehen.

Ich mag die männlichen Weiber eben so wenig leiden, wie die weibischen Männer. Es ist mir widrig, wenn ein Weib, um seinen Geist zu zeigen, ein Paradoxon vertheidigt, was ich einem Manne gern vergebe. Also denke ja nicht an ein Mädchen, das von dem Aetna spricht, wie von dem Feuer unter dem Kochtopfe; das den Selbstmord in Schutz nimmt, oder die Untreue eines Mannes an seiner Geliebten vertheidigt. Der Mann mag das alles thun: bei ihm sind es nur deklamatorische Uebungen; bei den Weibern würden es bald Lebensmaximen werden: denn ihre Erziehung ist ganz anders. Ob besser? Das weiß ich nicht. Aber für unser Glück ist es gut, daß alles, was wir mit der Spekulation haarscharf seciren, bei ihnen ein

einfacher, religiöser Glaube, ich möchte sagen, Empfindung ihres Daseyns, ist.

Doch ich bemühe mich vergebens, dir zu beschreiben, was sich nicht beschreiben läßt. Genug, nach einer Stunde war mir der kleine Fuß des Mädchens, ihre Handschuhe, sogar die Schleife auf ihrem Hute interessant. Ich fand ihren Wuchs sehr schlank und fein, ihr Gesicht hinter dem grünen Flohre sehr lieblich und reitzend. Ihre Stimme drang immer tiefer in mein Herz, und es gab Augenblicke, wo ich ein wenig albern neben ihr her ging, weil ich bald den runden Arm, an dem der Handschuh bis auf den Elbogen herabgesunken war, bald den kleinen Fuß, der unter dem Musselinkleide taktmäßig hervorkam, mit einem knabenmäßigen Wohlgefallen betrachtete.

Ich selbst fand, da ich meine guten vierzig Jahre auf dem Rücken habe, das etwas bedenklich, und erbot mich, um dem Teufel mit Einem Male zu entgehen, daß ich ihr den Handschuh wieder zubinden wollte. Diese Operation, zu der ich mich in einem ähnlichen Falle nicht leicht wieder hergebe, mißrieth so

gänzlich, daß ich das Band gar herauszog. Nun streifte sie die Handschuhe ab, um es wieder in Ordnung zu bringen. Ich stand dabei vor ihr, und sah das Spiel zweier schönen Hände, und runder weißer Finger, deren Spitzen und Grübchen in Morgenroth getaucht zu seyn schienen. Wie gesagt, ich wollte dem Teufel entgehen; aber das war nicht das rechte Mittel.

Lächle nicht, guter Freund. Wir Alle sind nur bis auf einen gewissen Punkt Philosophen; und ich schäme mich gar nicht, daß ein runder Arm und eine schöne Hand mich in Bewegung brachte. Die Natur verantworte ihr Räderwerk; ich mag nicht weiser seyn, als sie. Nun, so will ich auch gar nicht mehr hinsehen, dachte ich mit philosophischem Heroismus. Ich ging einen halben Schritt vor ihr her; aber das Rauschen und Flattern ihres Kleides bei dem sanften Lüftchen war nicht viel besser. Kurz, ich fand, mein Herz wäre nicht älter, als höchstens zwanzig Jahre.

Endlich kamen wir auf eine Höhe, die mit einigen schönen Linden bewachsen ist und

auf der wir die untergehende Sonne vor uns hatten. Meine Nichte setzte sich hier, wie es unser Plan gewesen war, und ich suchte lange nach dem am wenigsten gefährlichen Platze. Da jeder gefährlich war, so wollte ich den Teufel mit philosophischem Witze bannen, und philosophirte über die untergehende Sonne, über das sinkende Leben. Richtig träumte ich mich in meine idealische Welt hinein, vergaß darüber alle schönen Arme, alle Rosenfinger der Welt, stand in meiner hohen Begeisterung vor den wunden und zerschlagenen menschlichen Herzen, hob den Schleier von allen großen Gräbern, und umfaßte mit kühner Liebe die ganze Erde, die ganze Schöpfung. „Ach!" sagte ich, „warum erwacht die ganze Natur zur Liebe! Warum weckt der erste Strahl ihres Frühlings eine ganze lebende Welt zur Liebe auf, und nur das Menschenherz schlägt oft in finsterm Hasse! Die Wasserpflanze hebt sich, wenn die Natur sie zum Leben ruft, aus ihrem kalten Grabe empor, blühet, liebt, und versinkt wieder in die Wellen. O, warum hebt unser Herz sich so

selten aus dem kalten Grabe der Gleichgültigkeit empor in die warme, sonnige Region der Liebe? warum gehen wir Menschen kalt und stumm, wie Gespenster, an einander weg, drücken nicht die heißen, wunden Herzen an einander, und sagen: ich liebe, ich liebe dich ewig!

Sieh Wilke, so ungefähr sprach ich, mit der Begeisterung, die du an mir kennst, und die hier in der großen Aussicht, vor der sinkenden Sonne, unter dem Gesange der tausend Vögel, in dem Dufte der Weinberge, in dem Leben und Weben der Insekten-Welt, noch stärker war als je. Meine Begleiterin stand vor mir, mit überfließenden Augen, mit hochschlagendem Busen, und streckte mir schluchzend die Hand entgegen. Ich zog sie zu mir an meine Brust; wir drückten die heißen Herzen an einander, und ich küßte den Flohr, der ihre Lippen berührte. So hielten wir uns eine Minute lang. Glaubst du wohl, daß ich in ihren Armen sehr verlegen wurde, wie ich wieder herauskommen wollte? Eine solche Umarmung, zu der die Begeisterung

treibt, muß mehr werden, oder es wird gar nichts daraus. Jetzt mußte ich sagen: ich liebe dich; sey mein! Und, da das nicht anging, so sah ich voraus, daß das Ende der Umarmung — so närrisch ist der Mensch! — uns beinahe zu Feinden machen würde. Denn, sieh, wir waren genöthigt, einander endlich wieder loszulassen, bloß darum, weil man doch nicht eine Stunde lang so stehen kann.

Schon dieser Gedanke machte mich kalt. Ich sagte schnell, um ihr durch einen Vorwurf eine Beschämung zu ersparen: „und dennoch hängt über jedem Herzen, auch über dem besten, ein Flohr, wie über Ihren Lippen." — Sagte sie: „nein, über dem meinigen hängt nichts," oder so etwas; so waren wir in einem Streite: der Augenblick des Loslassens ging unbemerkt vorüber, und ich hatte mich glücklich aus meiner kritischen Lage gezogen. Doch anstatt zu antworten, hielt sie mich mit der Linken noch umarmt, und warf mit der Rechten den Flohr von dem Gesichte zurück auf den Hut. Nun sah ich, näher und heller als je, ein sehr schönes Auge, ein höchst lieb-

liches Gesicht, und ein Paar frische, lächelnde Lippen, die sich langsam den meinigen näherten. Bei diesem Vertrauen zu mir — konnte ich, durfte ich sie beschämen? Ich küßte die rothen Lippen mit Herzlichkeit, und sagte, um diese neue, noch seltsamere Lage zu endigen, mit gerührter Stimme: meine geliebte Tochter! — „Mein Vater! o, mein Vater!" rief sie jetzt, wie aufs neue begeistert. Die ganze Verlegenheit war vorüber; denn diese beiden Wörter — mehr als Wörter waren sie wohl nicht — heiligten gleichsam unsre Umarmung. Ich nahm ihren Arm in den meinigen, und wir gingen so ruhig weiter, als ob nichts vorgefallen wäre.

Auf dem Rückwege — sie ließ den Flohr auf dem Hute zurückgeschlagen — war es mir nun gar nicht mehr vaterhaft. Ihr schien indeß das erwachende Vertrauen, oder — warum soll ich es nicht sagen? — das Gefühl ihrer entstehenden Liebe zu mir, leichter zu werden, wenn sie in dem Verhältnisse einer Tochter bliebe; und ich war edelmüthig genug, sie darin zu lassen. Möchte doch ihre Liebe unter

diesem frommen Schirmdache wachsen und gedeihen! — Sie wendete jetzt das schöne Gesicht ganz offen zu mir, und drückte mir die Hand. Ich ging, wieder etwas albern, an ihrer Seite, während sie mir mit einer Stimme, die mein Herz aufs neue in Bewegung brachte, erzählte: sie wäre die Tochter des Amtmanns Brückner; in drei Tagen würde sie wieder zu ihren Eltern reisen; sie hätte sich hier nur einige Tage bei einem alten Oheim aufgehalten, dessen Erbin sie einmal werden sollte.

Und wo wohnen denn Ihre Eltern, liebes Hannchen? — „In Wannsleben." (Der Ort liegt etwa eine Stunde von Freienbach.) Und ich, sagte ich ziemlich kalt, gehe in drei Tagen nach Freienbach zu meinem Schwager, dem Herrn von Soltau. — Es goß sich eine frohe Röthe über ihr Gesicht. In freudiger Bestürzung ergriff sie meine Hand, und fragte: „gewiß? Dann sind wir ja nur ein Stündchen weit aus einander. O, wie freue ich mich darauf!" Ihre Freude war so unverstellt, so — ich bin in diesem Stück ein Kenner — so

zärt-

zärtlich, daß ich beinahe mit dem Geheimnisse meiner Liebe herausgeplatzt wäre. Sie bat mich, ihre Eltern zu besuchen, nannte mich wohl noch hundertmal ihren lieben, ihren gütigen Vater, und sagte, daß sie nie zu irgend einem Menschen so schnell Vertrauen gefaßt habe, als zu mir. Wir gingen, bis auf den Namen Vater, völlig wie ein Paar glücklich Liebende nach Hause. Ihre Empfindung blieb doch nicht ganz von ihr unbemerkt: sie wurde ein Paarmal sehr nachdenkend und still; dann aber brach ihre Liebe aufs neue im herzlichsten Vertrauen hervor.

Als ich wieder nach Hause kam, fand ich meine fröhliche Bande versammelt, und sie machte mir die bittersten Vorwürfe, daß ich *ihr* das beste Mitglied, die Mamsell Bernhard, entzogen hätte. Ich war zu sehr mit meinem Innern in Frieden, um diese Vorwürfe *nicht* gerecht zu finden. So zahlte ich denn der werthen Gesellschaft einige Hundert Gulden, und rieth jedem, wieder an seine Profession zu gehen. Wir feierten unsern Friedensschluß mit einer sehr frohen Mahlzeit, bei

welcher Hannchen und Mamsell Bernhard meine Nachbarinnen waren.

Am folgenden Morgen reiste alles: ich nach Freienbach, und Thaliens Schüler in die weite Welt. Hannchen versprach, schon am nächsten Tage nach Wannsleben zu reisen.

So kam ich bei meinem Schwager an, der mich in der That mit Liebe aufnahm, und nur bedauerte, daß er meine Ankunft nicht vier und zwanzig Stunden zuvor gewußt hätte, um sie mit einem Feste feiern zu können. Nun bin ich seit einem Monate hier. Ich wäre schon längst nach meinem Gute gegangen, obgleich der Weg von da zu Hannchen zwei Stunden weiter ist; aber mein Neffe — Doch davon ein andermal. Adieu.

5.

Freienbach.

Mein Neffe also, ein wackrer junger Mensch, der zum großen Verdrusse seines Vaters, mei-

nes Schwagers, unsre Lebensart ein wenig unbeholfen findet — mein Neffe ist es, dessen Schutzgeist ich hier machen muß. Schon den ersten Mittag merkte ich zwischen Vater und Sohn etwas Bitteres, etwas Feindliches, das Jener durch Höflichkeit, und dieser durch kalte Unterwürfigkeit zu verbergen suchte. Mir schlägt das Herz vor Angst, wenn ich einen Vater mit seinem Sohne nicht einig sehe. Als wir recht fröhlich waren — mein Schwager hatte schon zehn alberne Gesundheiten aus der Familie getrunken: alte Tanten, die ich nicht kenne, u. s. w. —; nahm ich das Glas, und sagte gerührt: Friede und Liebe zwischen Vater und Sohn! — Sie wollten anstoßen. Ich rief: halt! und führte meinen Neffen in seines Vaters Arme. Beide errötheten; in meiner Schwester Auge stieg etwas, das einer Thräne ähnlich sah. „Ich wünschte," sagte mein Schwager, „es wäre so; aber es ist nicht!"

Nicht? Was muß ich hören, Julius! — Der Sohn setzte das Glas nieder, und sagte halb vor sich: ich bin sehr unglücklich! — „Sehr ungehorsam!" erwiederte mein Schwa-

ger; „sehr undankbar! . . . Sehen Sie, Schwager, ich habe ihm eine Partie ausgesucht.“ — Und er will selbst suchen? unterbrach ich ihn. — „Die verwittwete Baronin von Lorrach.“ — In aller Welt! die Frau von Lorrach bei S**? (So heißt das Städtchen, wo ich Hannchen kennen lernte.) — „Eben die! jung, schön, steinreich, von alter Familie; und dennoch will er nicht.“

Ich sah still vor mich nieder; denn mir fiel ein, daß der Papageno in S**, ein junger, hübscher Kerl, den letzten Abend, als die Gesellschaft aus einander ging, etwas von einer Frau von Lorrach fallen ließ, bei der er sein Unterkommen finden würde, und daß die Andern ihn schon vorher damit neckten. Ich hatte sie sogar gesehen, und fragte nun: eine Frau mit schwarzen Haaren, runden Lippen, sehr rothem Teint, ein wenig üppig gekleidet? — „Eben die.“ — Ich schwieg; denn was ich wußte, konnte auch ein bloßes Geschwätz seyn.

Nun erfuhr ich, daß mein Neffe in ein Paar Tagen mit ihr verlobt werden sollte,

und daß er sich zwar noch widersetzte, aber Hoffnung gäbe, sich bewegen zu lassen. Ich bewirkte bei meinem Schwager einen Monat Aufschub, und sprach nun mit meinem Neffen. Der junge Mensch sagte mir: er habe wider diese Heirath eigentlich nichts einzuwenden, als einen unüberwindlichen Widerwillen gegen die Lorrach, an den sein Vater nicht glaube. „Ich auch nicht," gab ich zur Antwort. „Eine junge, hübsche Frau! Mache du das einem Andern weis!" Nun gestand mein Neffe: er liebe, er liebe unaussprechlich, und werde eben so unaussprechlich elend seyn, wenn man ihn zwinge, die Frau von Lorrach zu heirathen. — „Zwingen? Wer kann denn einen Menschen zwingen!" — Er seufzte; und daraus sah ich denn wohl, daß der junge Mensch, trotz seiner geheimen Liebe, nicht den Muth haben würde, seinem Vater mit Nachdruck zu widerstehen. Als ich ihn nach der Dulcinea fragte, wollte er nicht mit dem Nahmen heraus. Ich gab ihm einige entfernte Hoffnung, und beschloß, vor allen Dingen meinen Papageno aufzusuchen.

Am vierten Tage fahre ich nach Wannsleben zu dem Amtmann Brückner. Hannchen kommt mir mit lauter Freude an der Thür entgegen, fliegt in meine Arme, und führt mich, mit den Worten: „hier ist er, Vater!" ins Zimmer. Ein alter ehrwürdiger Mann, mit dem ich lieber auf meine eigne Art Bekanntschaft gemacht hätte, schüttelte mir herzlich die Hand; und noch hatte ich keine Stunde dort zugebracht, so sah ich, daß ich unter vortrefflichen Menschen war, unter denen Hannchen sich dennoch als die Vortrefflichste auszeichnete. So viel Verstand, um glücklich zu seyn und glücklich zu machen (was in dem Verhältnisse einer großen Haushaltung so schwer ist), mit so vieler Anmuth und Leichtigkeit verbunden, wie bei diesem Mädchen, habe ich noch nie gesehen. Es lag eine sanfte Traurigkeit in ihrem Gesicht. Ich hob in Gegenwart ihres Vaters davon an; und sie antwortete auf eine Art, als wollte sie das Gespräch abwenden: „mußten Sie denn auch drei Tage lang ausbleiben! drei Tage! sie sind mir sehr lang geworden!" Der Vater

bestätigte das, und ich erzählte ihm nun auf sein Verlangen das Entstehen unsrer Bekanntschaft. Er wußte alles, Wort für Wort. Bald nachher wollte mir Hannchen den Garten zeigen, den sie selber angelegt hat, und von dem sie mir sagte, sie thäte sich ein wenig auf ihn zu gute. In der That, haben je Verstand und Herz gemeinschaftlich einen Garten angelegt, so ist es dieser. Nun ging sie mit mir eine Lindenallee hinunter. Sie schien etwas zu überlegen, und ihr Gesicht überzog sich dabei mit einer kleinen trüben Wolke, die bald verschwand, bald wieder kam. Ich drängte sie nicht weiter, und wir vertieften uns in ein Gespräch, bei dem sie zu vergessen schien, was sie eigentlich hatte thun wollen.

Wir kamen auf die Liebe. Jetzt hob sich ihr Auge funkelnder zu dem meinigen auf, und eine leichte Röthe überzog ihr Gesicht. Sie wurde ängstlicher: ein Seufzer nach dem andern stieg leise, als wollte sie ihn mir verbergen, aus ihrer Brust; und dennoch hing sie so innig, so zutraulich, an meinem Arme,

daß ich sie an meinem Herzen auffangen konnte, wenn ich nur sagte: du bist mein, liebes Mädchen!

Am Ende der Allee war eine schöne Laube von Platanen und Akazien. Sie blieb, als ich mich setzte, vor mir stehen, und ihre zärtlichen, aber dabei ungewissen Blicke hingen auf meinem Gesichte. Ich legte meinen Arm um ihren schlanken Leib, und sah sie mit Blikken der Liebe an. Sie schlug das Auge erröthend nieder, und ihr Busen flog. O, die schöne Verwirrung, in die sie gerieth; die dunkle Röthe, die ihr Gesicht übergoß, als ich ihre Hand auf mein Herz drückte; der Eifer, mit dem sie den Augenblick des Geständnisses noch zu verzögern suchte, und mich bald auf dies, bald auf jenes aufmerksam machte: das alles erklärte mir ihre Liebe schöner, als ihre Lippen es hätten thun können. Ich stand auf, bot ihr ruhig den Arm, und ging weiter.

Meine vierzig Jahre sollen mir doch zu etwas nützen, lieber Wilke. Ich will mich weiden an dem schönen Kampfe der Liebe und der jungfräulichen Schüchternheit, an dem

schönen Entfalten dieses vollen Herzens; jeder Moment soll mir ein Fest der Liebe seyn. Wie die Sonne, soll mir ihre Liebe aufgehen: langsam, erst im verkündenden Morgenroth, dann mit einigen hindurch brechenden Strahlen, dann noch wie verhüllt in die Gluth der holden Scham, bis sie endlich, ganz rein, ihre belebenden Strahlen segnend über mein Leben ausgießt. Ich will das Ja, das der Jüngling stürmend aus dem Herzen der Geliebten hervorreißt, in tausend Theile zerlegen, und jedes leise von ihrem Herzen ablösen; sie soll mein seyn, ehe sie es weiß, ehe sie es ahnet. — Wenn es Gottes Wille ist! sage ich jetzt laut; denn bei dem Schreiben dieser Zeilen ist mir tausendmal der Gedanke eingefallen, hinüber zu reiten, mich vor ihr nieder zu werfen, und ihr zu sagen: liebe mich, du Geliebte!

Und nun gar! Ich muß hinüber. Die Pferde sind gesattelt. Jakob hat schon zweimal mit dem Schnupftuche an das Fenster geworfen, zum Zeichen, daß er fertig ist. Mein Schwager sah das einmal, und ich er-

klärte ihm: Jakob gäbe mir dadurch ein Zeichen, daß ich heraussehen sollte, weil er mir etwas zu sagen hätte. „Aber," polterte er, hochroth vor Zorn: „ist denn der Kerl ganz rasend toll?" — Nein, nur alt, Schwager; das Treppensteigen wird ihm sauer. Darum haben wir es so mit einander abgemacht. — „Großer Gott:" sagte mein Schwager erstaunt und höchst unmuthig: „großer Gott, habe du hier ein Einsehen!" — Das hat er schon gehabt, erwiederte ich kalt; denn er sagt uns ja: du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. — Seitdem ist Jakob vorsichtiger; er hustet laut, und wirft nicht eher, als bis ich sein Husten nicht höre. — O, guter Jakob! diesmal hörte ich den ersten leisesten Anfang; du riefst mich ja in Hannchens Arme.

6.

Freienbach.

Sie ist mein! theurer Wilke, sie ist mein! Ihr Herz brach, als es sich öffnen wollte,

und sie versiegelte das Geständniß ihrer Liebe mit einer Ohnmacht. Ihre blassen Lippen öffneten sich zu dem heiligen Ja unseres Bundes, doch ohne es auszusprechen; ihr sterbender Blick heftete sich mit dem verschwindenden Funkeln der Liebe auf mich, und so sank sie, wie leblos, in meine Arme. Ich drückte den Mund auf ihre bleichen Lippen, und schwor ihr auf diesem heiligen Altare ewige Liebe und Treue.

O, vielleicht zögerte ich schon zu lange mit dem Geständnisse meiner Liebe! — Was ihren Busen oft bewegte, war vielleicht nicht bloß die süße Unruhe der Liebe, war vielleicht der Schmerz darüber, daß ich mich nicht erklärte. Ihre Ohnmacht — was konnte sie anders seyn, als freudiges Schrecken über das unerwartete Glück!

Ich führte das zitternde Mädchen aus der Laube, wo ich sie antraf, langsam in das Haus. Im Gehen sagte sie mir leise: „ach, wenn Sie mich lieben! ach, wenn Sie mein Glück wollen . . .! und dabei lehnte sie zärtlich den Kopf an meine Brust.

Ich erfuhr, daß sie sich auf ihr Bett gelegt hätte. Ihr Vater brachte mir ein Billet von ihrer Hand, das die wenigen Worte enthielt: „ich werde Ihnen mein Herz öffnen; nur nicht heute. Ich bin allzu matt. Nur nicht heute! O, wenn Sie mich lieben, mit jener reinen, wohlthätigen, segnenden Liebe, deren Ihr Herz so voll ist: wie glücklich werde ich dann seyn!" Ich setzte mich zu Pferde; und hier, in Freienbach, lese ich das Billet wieder, küsse es, und bin glücklich. Uebermorgen will ich sie sehen; übermorgen soll mein Herz an ihrer Brust sich selig fühlen. O, wie verheerend ist jede Leidenschaft! Ich habe heute für nichts Gedanken und Sinne. Kaum bin ich noch der Theilnahme an fremden Leiden fähig.

Mein Neffe, mein armer Neffe! Ich nahm ihn an meine Brust, und vergoß die süßesten Thränen des Entzückens, die er für Thränen des Mitleids hielt.

Doch du weißt ja noch gar nichts von meinem Papageno. — Ich reise nach S**, erkundige mich, wo er geblieben seyn mag,

und erfahre, daß er Sekretair bei der Frau von Lorrach geworden ist. Nun gehe ich auf ihr Gut, und lasse mich bei dem Sekretair melden, der natürlich sonst nichts von mir weiß, als daß ich ein närrischer Kerl bin und gute Laune habe. Er machte jetzt auf einem elegant möblirten Zimmer eine ganz andere Figur, als da er mir den Komödien-Zettel präsentirte. Ich frage ihn nach dem Aufenthalte des Direktörs; so kommen wir auf unsre frohen Soupers in S**, und dann auf seine jetzige Lage. Der Mensch hat in der That recht vielen Witz. Er erzählte mir sein buntes Leben, bis auf den Augenblick, da wir einander kennen lernten. „Und Ihre Bekanntschaft mit der Frau von Lorrach?" fragte ich nun: „oder sind das unaussprechliche Dinge?" Er küßte seine Fingerspitzen, und antwortete: o, diese Frau! dieser Engel! diese Göttin! — Ich trat an das Klavier, und trommelte sein Liedchen aus der Zauberflöte: „Der Vogelfänger bin ich ja," ꝛc.

Er lachte. „Also," fragte ich weiter, „ist der Vogelfänger selbst gefangen?" Nun

antwortete der Mensch mit großem Ernst, und wirklich edel: das bin ich! Ich war ein Wildfang; in meinem Herzen ist nicht alles so, wie es seyn sollte: das . . . das . . . Sehen Sie, mein Herr, und müßte ich hinter einem Zaune sterben, ich wollte es, wenn ich noch einmal anfangen könnte, zu leben. So zu denken, habe ich von dieser Frau gelernt.

Als ich ungläubig lächelte, fuhr er fort: ich bin jung, nicht häßlich, und es hat mir sogar nicht an Glück gefehlt. Doch hier — hier habe ich zum ersten Male fühlen lernen, daß in diesem Schedel nichts ist als etwas gute Laune. Man wird mich hier fortjagen, das sehe ich voraus, weil ich nichts, gar nichts weiß.

„Ist die Dame so schrecklich gelehrt?" fragte ich nun lachend. Er holte einen Brief, und las mir einige Stellen daraus vor. In der That, es war Geist darin, und nicht wenig. Ich verlangte, er sollte mir noch einige andre Briefe zeigen. Er sagte aber: vor Zeiten trug ich solche Briefchen in der Tasche, und las sie jedem vor, der sie hören wollte.

Jetzt aber .... (Er verschloß die Briefe mit einer sehr bedeutenden Pantomime.) O, ich wollte, daß ich dieses Engels werth wäre!

Nun stellte ich mich neugierig, die Dame kennen zu lernen, oder ich war es wirklich. Mein Papageno hatte ihr schon von mir erzählt; und so wurde ich durch ihn zum Abendessen bei ihr eingeladen. Er sagte mir, ein komisches Talent verfehle ihren Beifall nicht; daher ließ ich, als ich kaum in ihr Zimmer getreten war, gleich nach den ersten Komplimenten, meiner Laune den Zügel schießen. Ich glaubte, hier dabei nicht viel zu wagen; und ich fand eine Frau, — ein übermenschliches Wesen, möchte ich sagen. Ihr Witz war erhabene Satire, die aus einer großen, von den Menschen zerrissenen Seele hervorblitzte; ihre Bemerkungen — ein kaltes Gift, das mich nach einer Viertelstunde mehr als ernsthaft gemacht hatte.

So wie meine ernste Stimmung zunahm, wurde die Frau desto lachender und beißender. Sie warf ihrem Sekretair vor: er sey ein Großprahler, weil er von mir gesagt habe,

ich reise auf den Witz. Es war nicht meine Absicht, ihre Laune zu reitzen; ich wollte ihr Herz treffen. Sie lächelte, als ob sie diese Absicht erriethe. Endlich, nach einer kalten giftigen Bemerkung, die sie über sich selbst machte, sagte Papageno: ich möchte doch wissen, wodurch Sie so witzig geworden wären! Sie lächelte. Ich heftete einen festen Blick auf sie, und sagte: „durch Verzweiflung an allem Guten!“

Jetzt wurde sie ernst, und dann trübe. Doch nicht lange, so lachte sie auf. Als ich ernst blieb, sagte sie: man sollte dergleichen wenigstens mit lachendem Munde sagen, wie ich! — „Auch der Todesschmerz verzuckt den Mund, wie zum Lachen,“ erwiederte ich ihr. — Besser als zum Ernste; der ist das Einzige, was dem Menschen nicht ansteht. — „Ich bin immer ernst an den Trümmern eines Tempels, auf dessen versunkenem Altare Schierling wächst: wie sollte ich es nicht seyn, wenn ein Gottesbild sich selbst zertrümmert!“ — Sich selbst? fragte sie. Wenn aber die Hand des Schicksals es zerschlug? wenn es

zer-

zerschlagen werden mußte? (Das sagte sie mit Stolz.) — „Wohl! Sie wurden von Allen verkannt; aber warum verkannten Sie Sich selbst? warum nahmen Sie den Platz nicht ein, der dem Unglück gehört, den erhabnen Platz der Geduld?" Ich hatte etwas von ihrem Schicksal erfahren; und diese Worte bezogen sich darauf. Ihr Herz wurde dadurch offenbar erschüttert. Sie erblaßte; ihr Mund aber lächelte.

Wer sind Sie, mein Herr? fragte sie nachlässig, und winkte dem Sekretair, zu gehen. Wer sind Sie? fragte sie nun noch einmal. „Ein Mann," erwiederte ich, „der hieher kam, um von dem Menschen, der so eben das Zimmer verlassen hat, Beweise Ihrer Schwäche gegen ihn zu erhalten, der aber jetzt, wenn er wirklich solche Beweise hätte, Ihre Briefe vernichten würde, weil er nie eine unglücklichere, und vielleicht nie eine größere Frau gesehen hat, als Sie." — Das Erstere, mein Herr! sagte sie, mit einer Thräne in den Augen. Aber was wollen Sie von mir?

„Jetzt nichts, gar nichts mehr; denn was

ich befürchtete, darf ich jetzt nicht mehr befürchten. Aber was ich wünschte ... Ich möchte dieses Herz, das nur fremde Schuld so versteinern konnte, durch eine edle Liebe sich wieder erweichen sehen. Ward es geschaffen, ein Aufenthalt des Spottes zu seyn?" — Was wollen Sie denn eigentlich? fragte sie kalt. — „Ich bin der Oheim des Herrn von Soltau, der mit Ihnen verlobt werden soll. Der junge Mensch liebt ein Mädchen; und Sie werden ...." Nichts werde ich, mein Herr. Meine Verwandten haben diese Heirath gewollt. Ich kenne den Herrn von Soltau wenig, und er ist mir völlig gleichgültig. Findet man es gut, daß ich seine Frau werde; nun, mein Herr, ich habe nichts dafür und dawider. Wenden Sie Sich an seinen Vater, und an den meinigen; mir hat man nie eine Stimme zugestanden. — „Gnädige Frau, mein Neffe liebt!" — Sie fiel mit einer Art von Heftigkeit ein: als ich sechzehn Jahr alt war, liebte ich einen Mann, dessen Daseyn mir jetzt, da ich nur an Menschen glaube, und nicht mehr an höhere

Wesen in Menschengestalt, ein Wunder scheint. Ich liebte ihn so heiß, daß ich Gift nahm, um nicht die Beute eines gemeinen Menschen zu werden, dem meine Eltern mich bestimmten. Man rettete mich, weil ich zu früh mit dem Tode trotzte, den ich in meinen Eingeweiden hatte. Ich wurde die Frau eines Mannes, der zu einfältig war, ein Bösewicht zu seyn, und doch alle Verbrechen eines Bösewichts beging. Eine sorgsam zusammengeschmiedete Verläumdung entriß mir das letzte Gut, die Achtung meines Geliebten. Warum brachte man mich auf den Punkt, daß ich nichts mehr zu verlieren habe! warum nahm man mir Alles! . . . Doch was kümmert Sie das! In den Briefen, die ich jenem Menschen schrieb, steht gar nichts, was meine Verbindung mit Ihrem Neffen hindern könnte; ich wollte mit dem Thoren nur ein Seelen-Experiment anstellen. Doch, mein Herr, Sie, dessen Herz so warm für die Tugend ist, und der hieher kommt, Briefe, die mein sind, wie meine Gedanken, gegen mich zu gebrauchen. . . . (Wahrhaftig sie hatte

Recht; ich stand wie ein armer Sünder vor ihr.) — Da jene Briefe nun einmal nicht zu benutzen sind, so will ich Ihnen ein Paar andre schreiben, die dazu recht gut taugen sollen; und die mögen Sie dann nach Belieben nützen.

Das verdroß mich; ich hatte aber zu viel Mitleiden mit einer so unglücklichen Frau, als daß ich ihr hätte empfindlich antworten können. Daher sagte ich etwas ganz Fremdartiges: „und ihr Geliebter hieß Braun?“ Sie erblaßte, und sagte dann heftig: sind Sie gekommen, mich zu tödten? — Ich erschrak über die Wirkung, die der Nahme noch jetzt auf sie machte. — Auch du wirst erschrocken seyn, Wilke.] Ich will dir erzählen, wie ich zu der Entdeckung kam. Bei den wenigen Worten, die sie von ihrem Geliebten sagte, nahm sie ein Portrait, das sie im Busen trug, hervor. Als sie es wieder aus den Händen ließ, blieb es auf dem Halstuche. Ich erkannte bei dem ersten Blick unsern guten, edeln, melancholischen Braun, der nun schon seit einem Jahr in finsterer Schwermuth bei dir lebt.

Horche doch einmal mit Vorsicht hin. — Das Portrait fiel nachher wieder in den Busen.

„Er ist mein Freund," sagte ich ruhig. Sie sah mich starr an. Dann rief sie auf einmal: bravo! So ist es denn richtig! so ist alles hin! alles, alles! . . . War es nicht immer noch die letzte, kleine, süße Hoffnung, daß Er, Er, mich nicht verrathen könnte? Er, er! — Mir wurde bange; deshalb sagte ich schnell: „das Portrait da in Ihrem Busen entdeckte mir ein Geheimniß, das Braun auch in den Stunden des höchsten Vertrauens nie verrathen hat."

Sie sah mir lange in die Augen, schlug sich dann mit der flachen Hand vor die Stirn, und sagte: auch ich wollte es nicht verrathen. Mein Herr, Sie wissen es jetzt. Niemand wußte meine Liebe; selbst Braun kannte sie nicht: würde er sonst der Verläumdung geglaubt haben? Er hätte es nicht thun sollen; denn das, nicht mein Unglück, machte mich elend.

„Da sie aber Wittwe sind," — hob ich wieder an; „Braun ist unverheirathet." —

Wollen Sie mich wahnsinnig machen? fiel sie ein. Das wäre das Schrecklichste! Sie wissen nicht, was uns getrennt hat. Fort! fort! Ich heirathe den Herrn von Soltau. — Mit diesen Worten rannte sie in ihr Cabinet, und schlug die Thür zu.

Wenig Hoffnung für meinen armen Neffen. Ich sprach mit ihm von der Sache, als ich zurückkam. Er jammerte; weiter nichts. Da er seine Unbekannte wahrhaft liebt, so könnte er wohl etwas Besseres thun. Aber darf ich ihm sagen, was ich an seiner Stelle thäte? Ich muß alles gehen lassen, wie es geht. Schon oft habe ich mit meinem Schwager über die Frau von Lorrach gesprochen. Ich sagte ihm: „sie ist eine edle, eine große Frau, trotz den Schwachheiten, die man ihr nachsagt; aber Ihr Sohn wird mit ihr nicht glücklich seyn." Er lächelt, als wäre das Glück die Luft, die man athmet.

In den letzten vierzehn Tagen bin ich schon zweimal wieder bei der Frau von Lorrach gewesen, und richtig zweimal abgewiesen worden. Papageno ist fort. Am Ende nehme

ich meine Geliebte zur Frau, und gehe auf meinen Weinberg, da ich hier doch nur Zeuge seyn kann, wie sie Alle, gleich Gewitterwolken, gegen einander daher ziehen. Und doch sind sie recht gute Menschen. Lieber Himmel! Adieu.

7.

Freienbach.

Jetzt weiß mein Schwager, daß ich Hannchen liebe. Ich glaubte, er würde auffahren, da auch sie nicht von Adel ist; es war aber noch mehr als das. Er schwieg, und endlich sagte er kalt: ich hätte nicht geglaubt, daß Sie Ihren Neffen so wenig liebten! Das brachte mich auf; denn mir ist nichts mehr zuwider, als das Lauern auf Erbschaften, das Tod und Leben vergällt. Ich wollte lieber arm seyn, als jemand auf mein Vermögen hoffen lassen. Hätte ich Kinder: ohne Bedenken würde ich mein Vermögen mit ih-

nen theilen; ja, ich wollte ihnen Alles geben, damit sie mich nur liebten.

Mamsell Brückner also? sagte er kalt. Nun, wenn ich etwas dagegen zu erinnern hätte, es würde doch nichts helfen. Ich wünsche Ihnen Glück. Ist die Verlobung schon gewesen? — „Morgen." — Darf man es deklariren? — „Morgen."

Das war Alles, was er sagte. Ich legte noch einmal eine Fürbitte für meinen Neffen ein. Er antwortete aber: in acht Tagen verlobt sich Julius mit der Frau von Lorrach. Sie können es deklariren, und man wird nicht darüber erstaunen.

Mein Neffe ist also ohne Rettung verloren. Er muß es wissen. Ich gehe zu ihm.

Mit dem jungen Menschen hat es einen Haken. Es ist etwas Räthselhaftes in seinem Betragen, das ich aber doch endlich ergründen werde. Ich theilte ihm seines Vaters Entschluß mit. Er legte die Hand an die Stirn, und sagte nur: ich bin sehr unglücklich! . . . O, mein Oheim! rief er dann

auf einmal: wenn Sie mich liebten; wenn Sie mich wirklich liebten . . . — „Dann würde ich mich stärker für dein Glück interessiren, meinst du? Ist es denn auch ein Glück? Warum verbirgst du denn deine Geliebte so angelegentlich? Junger Mensch, das deutet auf nichts Gutes!" — Er fiel mir um den Hals, und sagte: morgen! morgen sollen Sie meine Geliebte sehen! Und stößt Ihre Hand mich dann von sich, so bin ich auf ewig verloren!

„Meine Hand? Unmensch!" — Oheim, sagte er, außer sich; morgen! morgen! — Und stößt Ihr Herz mich dann von sich, so bin ich auf ewig verloren! auf ewig! Mit diesen Worten ging er davon.

Ich fürchte, es zieht sich hier ein noch größeres Unglück zusammen. Morgen um drei Uhr reite ich zu Hannchen.

8.

Freienbach.

Das Uebrige, lieber Wilke, kann ich dir ganz kurz schreiben. Du sollst so leicht nicht wieder über die Jünglings-Ausrufungen deines Philosophen von vierzig Jahren lachen können.

Ich gehe gestiefelt und gespornt in den Garten-Salon des Parks, wohin mich mein Neffe bestellt hatte, um seine unbekannte Geliebte kennen zu lernen. Ein zitterndes Mädchen, in einer Enveloppe, und mit einer schwarzen Kappe vor dem Gesichte, steht neben ihm, und erwartet mich. O Gott! Gott! ruft mein Neffe, als ich mich nähere; und das Mädchen stürzt zu meinen Füßen nieder. Ihr erster Ton betäubt mich: „Sie nannten mich einmal Tochter. Seyn Sie nun mein Vater!" — Ich fasse mit zitternder Hand die Kappe. Es ist Hannchen, die vor mir knieet.

O, mein bester Oheim, sagt mein Neffe, und knieet neben ihr nieder; ich liebe Hann-

chen unaussprechlich. Schon seit einem Jahre hofft die allerunglücklichste Liebe auf Ihren Beistand.

Ich stehe da, wie erstarrt, und betrachte die Kappe, die ich in der Hand behalten habe. Als mein Neffe um Antwort in mich dringt, sage ich trocken: „du bist ein Narr!“ — Ich warf einen, in der That nicht freundlichen Blick auf das Mädchen, von dem ich glaubte, daß es mich zum Besten gehabt hätte, und verließ den Salon.

Die Empfindung, die ich während der ersten zwanzig Schritte hatte, wünsche ich meinem bittersten Feinde nicht. An der Gartenthüre bleibe ich stehen, lege den Finger an die Nase, schwatze mit mir selbst, und sage laut: ist es denn ihre Schuld, wenn ich ein Narr bin, und aus den freundlichen Blicken eines jungen Mädchens herausrechne, daß es mich liebt? Alter Julius, du treibst in deinem vierzigsten Jahre schöne Dinge! —

Ich kehrte um, ging leise die Allee zurück, auf den Salon zu, und machte einen lan-

gen Hals, damit ich die Beiden Liebenden ein wenig früher sähe, als sie mich.

Sie verlassen uns Alle! sagte Hannchen neben mir, mit ihrer süßen Stimme; auch dein Oheim! Wir sind glücklich gewesen; laß uns nun auch unser Unglück mit Muth ertragen! — War das mein Oheim, der edle Mann? sagte mein Neffe. Nein, nein! — „Ja freilich war er es!“ rief ich durch das Gebüsch. „Du Gelbschabel wirst wahrscheinlich nie in meine Lage gerathen, um wissen zu können, wie edel es war, daß ich ging, als die Erde sich mit mir drehete, und daß ich wiederkomme, sobald ich nur für einen Pfennig Verstand im Schedel fühle.“

Das sagte ich wirklich im höchsten Zorne, der aber doch mit etwas Komischem gemischt seyn mochte, weil meine vierzig Jahre sich wieder meldeten. Ich trat um das Gebüsch zu ihnen, und Hannchen fiel sogleich an meine Brust.

„Ja, ja,“ sagte ich; „jetzt weiß ich so einiger Maßen, was es heißen soll, wenn Sie da die beiden runden Arme um mich her

schlagen, Mamsell Hannchen. Aber nicht wahr," (ich pochte sanft an ihre Stirn) „es war diesem kleinen Köpfchen ein zu reizender Triumph, einen Philosophen meines Schlages ein wenig zu necken?"

Herr von Roßlau! sagte Hannchen empfindlich. Ich blieb bei meiner Behauptung; sie vertheidigte sich aber so gut, daß am Ende herauskam, ich hätte mich selbst zum Besten gehabt, was ich denn, meinem Neffen zum warnenden Beispiel, rund heraus gestand.

Es wollte mir noch immer nicht in den Kopf (und in das Herz nun vollends gar nicht), daß Hannchen die Geliebte eines Andern seyn sollte; und ich war neidisch, wenn mein Neffe das Mädchen in seine Arme schloß. Das that er wirklich mehr als Einmal; Hannchen war schonender. Mit dem allen waren wir freilich nicht um einen Schritt weiter; denn da standen die Frau von Lorrach und mein Schwager unbeweglich. Als ich aber Thränen in Hannchens Augen sah, (ich kann noch vierzig Jahre leben, ohne daß ein Phi-

losoph aus mir wird), da gab ich frisch weg den Rath: in diesem Falle könne man eine Ausnahme machen, und sich einmal nicht an den Vater kehren. Mein Neffe wurde roth (vor Verlangen, glaub' ich), und schwieg; Hannchen aber schlug das geradezu ab. Sie sagte mit dem höchsten Ernst: ich habe Eltern, denen ich nur noch Tage lang Freude machen kann. Nein, mein Vater; mit einem Verbrechen erkaufe ich mein Glück nicht.

„Anders seh' ich aber keine Hülfe, liebes Kind." — Mein Neffe fiel vor Hannchen nieder. Sie sagte mit dem edelsten Stolze: die Einwilligung deines Vaters, mein theurer Freund, war die Bedingung, unter der ich dir mein Ja gab. Was hast du mir versprochen? Wenn eine Leidenschaft dich verleiten kann, dein Wort zu brechen: welchen Bürgen habe ich dann für deine Treue? Ich muß gehen. Leb wohl! vielleicht auf ewig! — Beide reichten einander schweigend die Hände. Vielleicht auf ewig! wiederholte mein Neffe. Und trennt uns, fuhr er, wie begeistert, fort: trennt uns die harte Nothwendigkeit; Hann-

chen, dann . . . dann . . . Oheim! dann sey sie die Ihrige! — Mit diesen Worten stürzte er in die Allee.

Ich faßte Hannchens Arm, und beinahe in demselben Augenblicke trat mein Schwager in den Salon. „Mamsell Brückner!" sagte ich, über und über erröthend. „Mein Schwager, liebes Hannchen, der Herr von Soltau." Er erwiederte ganz artig: ich wünsche der Braut meines Schwagers Glück. Hannchen, die ohnedies schon in der schrecklichsten Verlegenheit war, gerieth über dieses unerwartete Kompliment völlig in Verwirrung, so daß sie nur mit einer Verbeugung antworten konnte. Ich begleitete sie, und erklärte ihr unterweges, wie mein Schwager zu diesem Kompliment gekommen wäre.

Sieh, Wilke, ich dürfte jetzt nur meinen Neffen im Stiche lassen; und sie wäre dennoch mein. Aber, wie gesagt, so leicht sollst du nicht wieder über mich lachen, obschon mein unmündiges Herz mir zuweilen zuflistern will: wenn sie erst deine Frau wäre, die Liebe würde sich wohl finden; obschon

einmal sogar der heimliche Gedanke in mir aufstieg: sie liebt dich doch wohl; denn welch ein Mann bist du gegen deinen Neffen! — Mein Jakob, dem ich den Handel erzählte, weil er für mein Gewissen so besorgt ist, wie ein Vater für das Gewissen seines Sohnes, sagte mir glücklicher Weise: ei nun ja! Ihr Neffe ist ein hübscher Mann. Sie sind das nun wohl nicht mehr, und die Herzen der Mädchen sehen durch die Augen, so gut wie die unsrigen." Das mußte mir mein Jakob sagen! Lieber Gott! dahin ist es mit mir gekommen! Aber, noch einmal, du sollst nicht lachen; ich will mich gut halten. Amen! Leb wohl.

So bald es hier zu Ende ist, komme ich. Weder Hannchens noch der Lorrach Hochzeit helfe ich feiern. Adieu!

9.

Freienbach.

Mein alter Jakob hat mich gelobt, und das ist genug. Ich will dir nun den ganzen Handel der Länge nach erzählen. Es ging närrisch genug. Du hast auch mich überrascht, so gut wie Hannchen.

Mein Schwager kommt freundlich zu mir, und sagt: er finde meine Braut höchst reitzend, und wünsche mir in der That von Herzen Glück. Ich sehe ihn mißtrauisch an; denn seit meinem Liebeshandel mit Hannchen bin ich ein wenig ungläubig geworden. Er reicht mir herzlich die Hand, und sagt: um es Ihnen nur zu gestehen, Herr Bruder, ich hoffte nicht, daß sie unverheirathet bleiben würden; aber ich rechnete darauf. Die Nachricht von Ihrer Heirath frappirte mich daher. Eigennutz ist sonst mein Fehler nicht. Weiß der Himmel, wie es zugegangen ist! Freilich hätte ich Manches gegen diese Heirath zu erinnern; aber ich habe bei Ihnen viel wieder

gut zu machen. Wenn Sie mir die Freude nicht verderben, so sollen Sie bei dem Hochzeitfeste sehen, daß ich Ihre Braut als eine geliebte Schwester aufnehme.

Das war von meinem Schwager viel. Ich vergaß Alles, und warf mich an seine Brust. Er bat mich nun, keine heimlichen Besuche von meiner Braut mehr anzunehmen, sie aber kommen zu lassen, damit jedermann sehen könne, daß über diesen Punkt die größte Einigkeit unter uns sey.

Ich baue hierauf einen Plan, schreibe Hannchen ein Paar Worte, und gebe auch meinem Neffen seine Rolle. Hannchen kommt in meines Schwagers Staatswagen mit vier Füchsen, und mit zwei Bedienten hinten auf, hier an. Mein Schwager geht ihr entgegen, führt sie steif und triumphirend die Treppe hinan, und stellt sie meiner Schwester als meine Braut vor. Sie muß einige Tage im Hause bleiben, und gewinnt den Beifall meines Schwagers bis zum Erstaunen. Ich reise während dessen zu der Frau von Lorrach, und werde wieder abgewiesen. Als ich mich auf die

Schwelle ihres Zimmers setze, und durchaus nicht weichen will, schickt sie mir ein Billet heraus, worin sie mir fest versichert, daß sie die Frau meines Neffen werden wolle.

Das war also verunglückt. Ich rede nun mit meinem Schwager, sage ihm, daß sein Sohn heimlich liebt, mache Himmel und Hölle rege, und halte lange, rührende Reden, mit denen ich hätte Geister citiren wollen; aber mein Schwager bleibt unbeweglich. — Hannchens und meines Neffen Verzweiflung nimmt zu. Jetzt gehe ich umher und studiere mit großem Fleiß eine Rede ein, mit der ich die Frau von Lorrach von dem Altare zurückschrecken will. So oft ich die Rede mir selbst hielt, wurde ich jedes Mal so gerührt, daß ich sagte: sie kann nicht widerstehen. Eine halbe Stunde nachher aber sagte ich wieder: es wird bei der seltsamen Frau nichts helfen!

Der entscheidende Tag kam. Mein Schwager, der durch meine Prophezeiungen von dem Unglück, das er erleben werde, doch sehr unruhig geworden war, hatte Niemand weiter zu der Verlobung eingeladen, als seine Haus-

genossen, und Hannchen, meine vermeinte Braut. Ich lief in meiner Angst die Treppe auf und ab, und repetirte meine halb wieder vergessene Rede. Mein Schwager, dem die geheime Liebe seines Sohnes im Kopfe lag, hatte den Prediger rufen lassen, damit er, wenn anders die Braut nichts dagegen hätte, sogleich kopulirt werden könnte. Es war eine ängstliche Stille im Hause, bis endlich die Frau von Lorrach auf den Hof gefahren kam; nun aber wurden wir Alle auf einmal lebhaft, freilich nicht vor Vergnügen.

Frau von Lorrach trat an der Hand ihres Vaters, und in Begleitung einer Tante, in das Zimmer. Uebel! dachte ich; denn auf Fremde hatte ich gar nicht gerechnet. Sie stand mit Kälte da, indeß mein Schwager eine zierliche Rede hielt, die ihr Vater hinterher mit einer eben so zierlichen beantwortete. Beide sprachen gar viel von dem hohen Glücke und der zärtlichen Liebe des jungen Paares. Das wurde mir lächerlich, da die angeblichen Liebenden einander gegenüber standen wie ein Paar Gewitter. Für diese lachen-

de Laune dankte ich dem Himmel; denn ich bekam nun die Besinnung wieder, und war gewiß, daß ich gewaltig reden würde.

Mein Schwager fing an, die Ceremonie zu treiben; und ich — ich redete immer dazwischen. Endlich hob ich furchtbar, mit der Sprache meines Herzens, an. Ich sah alle die Unglücklichen um mich her, die glücklich werden konnten, und trat zürnend zwischen die Menschen, die mit dem Munde Liebe, und im Herzen Haß beschwören wollten. Die Lorrach unterbrach mich kalt und scharf. Mein Schwager trat aus Angst über meine Unschicklichkeit von einem Fuß auf den andern.

Guter Wilke! habe Dank! Ich verzweifelte schon; da flog die Thür auf. Ein junger Mann, unser Braun, stürzte ohne Athem herein, und rief furchtbar: „Cecilie!“ Die Lorrach schauderte zusammen, und wurde bleich. Braun stürzte zu ihren Füßen nieder, und rief noch einmal: „Cecilie! kannst du verzeihen?“ — Sie schwankte todtenbleich, nicht mit zitternden, nein, mit zuckenden Gliedern. Ich war unschuldig! sagte sie endlich leise,

aber bitter; und dabei fingen Thränen an, ihre Augen zu benetzen. „Das weiß ich,“ erwiederte Braun; „aber lies!“ Er zog einen Brief hervor, und gab ihn ihr. „Lies Cecilie! Möge die Hand verdorren, die deine Züge so nachmahlte!“

Sie blickte in den Brief, und reichte ihn dann mit einem unaussprechlich kalten Blick ihrem Vater. Dieser nahm ihn zitternd, und sagte: vergieb mir, Cecilie! Sie sah ihn nur an, und schwieg. „So wurde ich betrogen!“ fuhr Braun fort: „so! Kannst du mir verzeihen, Cecilie? Rede! sonst gedenke unseres Schwurs, des furchtbaren Schwurs, zu sterben!“ Cecilie blieb kalt bei dieser Verzweiflung des Geliebten. Sie sagte: ich war unschuldig, Braun; bin ich es noch? — „Cecilie!“ rief er aufspringend; „jetzt sind wir auf ewig geschieden! Diese Frage . . . Du kennst mich nicht mehr. Ja, du bist unschuldig, Cecilie!“ — Ich bin es, sagte sie, und blickte stolz rings um sich her. Mein Ruf verlor seine Unschuld; doch mein Herz nicht. Ich verzeihe, Braun. — Sie schlang die schö-

nen Arme um ihn, und nun leuchtete in ihrem kalten, stolzen Gesicht auf einmal die froheste Liebe, die kindlichste Unschuld.

Aber, fragte sie nun, wie hast du entdeckt . . .? — „Hier, ein Brief über dich von meinem Freunde Roßlau." — Er stürzte in meine Arme. — Nun komm! rief Cecilie. — „Wohin?" — In die tiefste, wildeste Einsamkeit, um da unsere Liebe, unser Glück den Menschen, die uns zu Teufeln machen wollten, zu verbergen.

Sie schlangen die Arme um einander, und gingen. Der Vater sagte ihnen nicht ein Wort, und mein Schwager begleitete sie mit einem ungewissen Gesichte. Vater und Tante empfahlen sich stillschweigend.

Es giebt so intrikate Fälle im menschlichen Leben! — sagte mein Schwager, als er zurückkam. Schon schwebte es mir auf der Zunge, zu sagen: ich empfehle mich Ihnen unterthänigst; aber ich fühlte, daß ein recht plumpes: „Lebt wohl!" für die beiden Liebenden besser, und nicht grob wäre. Das konnte ich freilich nicht sagen; darum schwieg ich

lieber ganz. — „Lieber Schwager," erwiederte ich: „bei allen ernsthaften Dingen sind Complimente immer abgeschmackt." — Wie! fuhr er auf: bei allen ernsthaften Dingen? — „Ja; bei allen ernsthaften Dingen, Schwager. Einem Sterbenden würden Sie wohl schwerlich etwas Anderes sagen, als den Gruß der ganz gemeinen Leute: Helfe Gott! oder: Gott sey mit dir! . . . Ich empfehle mich Ihnen gehorsamst, zu einem Sterbenden gesagt, wäre abgeschmackt. Einen Neugebornen, und wäre er ein Prinz, empfängt man nie mit dem Compliment: ach! unterthäniger Diener; ich freue mich, daß ich die Ehre habe; sondern mit dem Gruße des gemeinen Mannes: helfe dir Gott! Willkommen! . . . Sie sehen Schwager, die Complimente des gemeinen Mannes sind erhaben: man gebraucht sie nur bei ernsthaften, wichtigen Begebenheiten; die unsrigen sind närrisch, abgeschmackt, nur bei Läppereien tauglich: abgegriffene Kreuzer, bei Groschensachen gut genug; Kapitalien zahlt man in Laubthalern und Karolinen." Mein Schwager wurde ganz starr über diese

Paradoxien. Die beiden Liebenden hatten sich unterdessen glücklich fortgeschlichen, wozu ich ihnen eben Gelegenheit geben wollte.

Nun fing ich an auf das Herz meines Schwagers los zu gehen. Ich stellte ihm den Vater der Lorrach zum Beispiel vor; und als das nichts half, zeigte ich ihm die Pflicht eines Vaters, seinen Sohn, auch mit einiger Aufopferung, glücklich zu machen. Herr Bruder! unterbrach mich mein Schwager; Sie lieben, sagen Sie, meinen Sohn väterlich. — „Ja, väterlich!" — Setzen Sie einmal den Fall, er wäre in Ihre Braut verliebt. — „Wohl! ich setze den Fall." — Und er könnte nicht anders glücklich werden, als . . . — „Mit Hannchen? Dann opferte ich seinem Glücke mein Herz auf; gewiß!" — Das thäten Sie nicht! Und so ist der Fall mit mir, lieber Schwager. — „Ich thäte es, besonders, wenn er mir einen Beweis seines unbedingten Gehorsams gegeben hätte, wie Ihnen." — Ah! unterthäniger Diener! Ich weiß sehr wohl, warum er so gehorsam war. Sie

hatten ihm gesagt, daß der Herr von Braun zu rechter Zeit kommen würde.

Was ich auch sagen mochte: mein Schwager ließ es sich nicht ausreden, daß es eine abgeredete Karte gewesen sey. „Nun," sagte ich endlich: „ob Ihr Sohn gehorsam ist oder nicht, das können wir ja bald erfahren. Befehlen Sie ihm, Hannchen zu heirathen." — Ihre Braut? — „Ja, meine Braut." — Ei freilich! erwiederte er mit Empfindlichkeit; da wird der Bursche sogleich wieder gehorsam seyn: denn er weiß wohl, Sie werden es nicht zugeben. — „Hm! es käme auf die Probe an. Wer weiß, ob ich es nicht zugäbe!" — Dann würde Ihre Braut nicht wollen. — „Das fragt sich erst. Sie ist jung, und Ihr Sohn ein hübscher junger Mann. Wer weiß, was geschähe, wenn ich ernsthaft meine Einwilligung gäbe! Es wäre auch eine Probe, ob Hannchen mich liebt." — Und wenn nun Ihre Braut wirklich wollte? (Freundlich genug ist sie gegen ihn!) Wenn sie nun wollte, Schwager? — „So würde es auch eine Probe für mich seyn, wie viel ich für meinen

Neffen zu thun im Stande wäre. Sie prüften den Gehorsam Ihres Sohnes, ich die Liebe meiner Braut, mein Neffe die Liebe seines Oheims. Wir Alle prüften einander." — Es wird niemand in Ernste wollen. — „Das käme auf den Versuch an. Gehorchte Ihr Sohn, so machte ich Hannchen zu meiner Erbin, und bliebe unverheirathet." —

Verzeihen Sie mir, Sie spielen hier den Großmüthigen sehr wohlfeil, da Sie Ihrer Sache so gewiß sind. — „Nein; ich thäte ohne Zögern, was ich gesagt habe."

Mein Schwager ärgerte sich über meine Behauptung, daß ich mehr für seinen Sohn zu thun im Stande wäre, als er. Um mich zu schrecken, hob er an: nehmen Sie Sich in Acht! Ich sage Ihnen, Mlle. Brückner wirft sehr wohlwollende Blicke auf meinen Sohn; und wenn Sie noch länger bei Ihrer Behauptung bleiben, so lass' ich ihn kommen. — „Und auch den Prediger, daß niemand eine Ausflucht hat."

Mein Schwager sprang auf. Nun, so will ich doch sehen, was an meines Sohnes

Gehorsam und an Ihrer Großmuth ist! — Ich that ein wenig ängstlich. Er fragte lächelnd: soll ich? Als ich zögernd Ja sagte, rief er seinen Sohn und Hannchen. Er sah mich triumphirend an, als sie Beide vor ihm standen, und wendete sich nun sehr ernst zu dem jungen Menschen: ich fodere Gehorsam von dir, mein Sohn! — „Den habe ich Ihnen gezeigt, mein Vater." — Nun wohl denn! du sollst Mamsell Brückner heirathen, wenn dein Oheim nichts dagegen hat. — Hannchen und mein Neffe wurden todtenbleich, und schwiegen. Mein Schwager sah mich lächelnd an. Ich winkte dem jungen Menschen, und zwar so, daß mein Schwager es sehen mußte. Zugleich fragte ich ihn: „willst du gehorchen? Aber Ihr werdet auf der Stelle kopulirt, Julius. Antworte weiter nichts, als Ja oder Nein! Nicht ein Wort mehr!" — Er schien mich zu verstehen, und antwortete: Ja! — „Sehen Sie, lieber Schwager?"

Aber Sie, Mamsell Hannchen, hob ich wieder mit Zuwinken an: Sie lieben mich. Können Sie — Ihr Wille ist völlig frei;

ich erlasse Ihnen Ihr Versprechen — können Sie mit meinem Neffen glücklich seyn? wollen Sie seine Frau werden? Nur ein bloßes Ja oder Nein!" — Ja! sagte Hannchen erröthend.

Mein Schwager hatte meine Winke bemerkt, und hielt die Sache für abgeredet. Um mich und uns Alle zu beschämen, rief er: gut! das geht ja vortrefflich! Sogleich brachte er den Prediger aus dem Nebenzimmer, und sagte nun: Schwager! soll der Herr das junge Paar kopuliren? Ich bin damit zufrieden. — Meine Schwester, die so eben hereingekommen war, stand jetzt mit großen Augen da, und fragte ihren Mann: was ist denn? bekam aber keine Antwort.

Hannchen und ihr Geliebter wußten jetzt ihre Rolle, die ich ihnen, während daß mein Schwager den Prediger holte, in einigen Worten gesagt hatte. Der junge Mensch trat zurück, und Hannchen fragte ängstlich: wie! soll das Ernst seyn? — Ja wohl! sagte mein Schwager hitzig, in vollem Triumphe. Vater! rief Julius laut, und zog sich in eine

Ecke des Zimmers. Mein Schwager holte ihn aber hervor, und sagte: du hast dein Wort gegeben! Und auch Sie, Mamsell. Hier hilft keine Ausrede.

Ich winkte, was ich konnte. Mein Schwager rief mir zu: ja, winken Sie nur, Herr Bruder! Wir wollen sehen! . . . Herr Pastor, dies Paar soll kopulirt werden. (Ich nickte meinem Neffen und Hannchen wieder zu, als ob ich mich ärgerte, daß sie mich nicht verständen.) Sie entgehen mir nicht, Herr Bruder; ich treibe es so weit als möglich. Ihr tretet jetzt vor den Herrn Prediger. (Sie stellten sich wirklich vor ihn hin.) Fangen Sie an, Herr Pastor!

Jetzt that ich ängstlich, und näherte mich dem Prediger, der schon anfing, das Trauungs-Formular zu lesen. Mein Schwager lächelte darüber, daß ich jeden Augenblick den Mund öffnete, als ob ich die Handlung unterbrechen wollte. Der Prediger las weiter. Nun wurde mein Schwager ängstlich, und wollte dazwischen. Ich hielt ihn aber, durch die Versicherung, daß die jungen Leute Nein

sagen würden. — Thun Sie das? fragte er sehr ängstlich.

Beide sagten Ja, und mein Schwager war wie erstarrt. Sobald die Ceremonie vorbei war, drückte ich ihn an meine Brust, und sagte: „Schwager, sie ist meine Erbin.” Ich trat auf Hannchen zu, nahm sie in meine Arme, und sagte: „dich habe ich glücklich gemacht, meine Tochter; doch mein Herz wird ewig bluten!” Nun führte ich die jungen Leute meinem Schwager zu, und sie knieeten vor ihm nieder. „Schwager,” hob ich an: „ich liebe Hannchen mit der innigsten Liebe; aber auch dein Sohn liebt sie, und sie ihn. Meine Probe ist abgelegt; ich habe meine Geliebte deinem Sohne gegeben. Sie ist meine Tochter, führt von jetzt an meinen Nahmen, und wird meine Erbin. Nimm meine Tochter segnend auf.”

Mein Schwager sah uns alle bestürzt, und dennoch lächelnd, an. Liebten Sie Hannchen wirklich, Schwager? fragte er.

„Ob ich sie liebte! Hannchen, ob ich dich liebte!” Meine Augen standen voll Thränen.

Jetzt legte mein Schwager segnend die Hand auf die Stirn der Braut, und mein Neffe fiel an mein Herz.

Willkommen, meine Tochter! sagte mein Schwager. Liebe und Friede beselige uns Alle! — Sieh, guter Bruder, rief ich: „das Kompliment gilt auch im Himmel. Liebe und Friede beselige uns Alle!"

Nun wurde erzählt; dann ließ ich die Dokumente ausfertigen, die Hannchen den Besitz meines Vermögens zusichern.

Mein Schwager ist wie ganz verwandelt; er kann sich noch gar nicht in die zarte Liebe seiner Tochter finden. Nein, sagte er: ich werde es mir nicht abgewöhnen, Feten zu geben; aber das Hauptgericht dabei soll Liebe seyn. — Und dann, erwiederte ich, — dann will ich allen deinen Feten beiwohnen, Schwager.

Sie sind glücklich. — In vier Wochen bin ich bei dir.

XXII.

Der Freund.

Der Freund.

I.

Sander an Bergemann.

H * * *.

Jetzt, da Alles vorbei ist, magst du es wissen, lieber Bergemann. Guter Gott! vorbei! Du liesest das Wort so leicht; und ich? Doch davon nichts. Es ist zu Ende! Ich würde oft denken: auch mit mir ist es vorbei! wenn nicht das Gefühl: so that ich recht! die Finsterniß vor mir — zwar nicht erhellte, aber doch weniger schrecklich machte.

Ich kam aus Bonson's Hause, wo ich einen Wechsel gehoben hatte, und hielt das offene Taschenbuch noch in der Hand, um einen zweiten zu suchen, den ich anderswo ein-

kassiren wollte. So wie ich ihn fand, nahm ich ihn heraus, und ging rasch fort, weil ich mich schon zu lange aufgehalten hatte. Jetzt rief eine Stimme hinter mir. Ich blickte zurück, und da ich keinen Bekannten sah, so ging ich weiter. Man rief wieder. Als ich mich umwendete, winkte mir ein Frauenzimmer, eilte auf mich zu und sagte: „ohne Zweifel haben Sie diese Note au porteur auf tausend Mark verloren!“ Ich gab ihr die Kennzeichen der Note an; sie sagte aber: „o, ich zweifle gar nicht!“ und reichte sie mir hin. — Ihre Ehrlichkeit, mein Kind . . ., hob ich an, und nahm meine Börse heraus, wirklich in dem schönen Gefühle der Freude über diese Rechtschaffenheit, welche an einem armen Menschen so verdienstlich ist.

„Nein, mein Herr!“ sagte sie ernstlich. Jetzt erst sah ich sie an: nicht ihr Gesicht, sondern nur ihren Anzug, um ihr bestimmtes Ausschlagen einer Belohnung damit zu vergleichen. Sie war ärmlich gekleidet; doch an dem Zeuge und dem Schnitte konnte ich leicht sehen, daß sie ehemals bessere Tage gehabt

hatte. Endlich warf ich einen Blick auf das Mädchen selbst, und sah ein liebliches, unschuldiges, frommes Gesicht, worin nur Gram die Farbe der Freude verlöscht hatte.

Ich wünschte, sagte ich in einem halb scherzenden Tone, um nicht eine Wunde ihres vielleicht zu weichen Herzens zu berühren: — ich wünschte, Sie brauchten es, meine Liebe, daß ich die Freude haben könnte, diese Note mit Ihnen zu theilen; denn halb gehört sie Ihnen wirklich.

Sie erröthete, und ihre Augen füllten sich mit Thränen. „O, mein Herr," sagte sie nach einigem Zögern; „ich habe einen kranken, sehr kranken Vater, dem jede Erquickung fehlt! . . Man hat mir," fuhr sie leise schluchzend fort, „so wenig für meine Arbeit geboten." (Sie hielt ein Papier in der Hand, aus dem ein Paar Manschetten hervor sahen.) „Wir sind sehr unglücklich!" Dabei heftete sie die nassen Augen an den Boden.

Unglücklich? Und dennoch war diese Note für Sie keine Versuchung? sagte ich mit unbesonnener Grausamkeit. Sie schlug das große

Auge gen Himmel, und sagte dann leise: „leben Sie wohl!"

Ich hielt sie auf. Nein, liebes Kind! Verzeihen Sie mir; was ich sagte, sollte Sie nicht beleidigen. (Ich nahm das Papier mit den Manschetten.) Dies erbitte ich mir zum Andenken an eine gute Tochter, an ein edles Mädchen; nehmen Sie dieses dagegen, (die Note nehmlich.) — „Nein, nein!" — Ich gebe es nicht Ihnen, liebes Kind, sagte ich ernst; sondern dem kranken Vater, dem jede Erquickung fehlt. Und wahrlich, die Tochter hat nicht das Recht, es auszuschlagen. — „Ach!" seufzte sie, ohne die Note anzunehmen; „wie unglücklich sind wir, daß . . .! O, mein Herr, mein Vater ist ein redlicher Mann, den seine Redlichkeit arm gemacht hat. Ich bitte, geben Sie mir weniger, viel weniger! Das darf ich nicht nehmen."

Wenn Sie nicht dürfen, so darf doch Ihr Vater einen Freund haben, der ihn unterstützt; und der will ich seyn. Wo wohnen Sie? — Sie zögerte mit der Antwort. — Darf denn, sagte ich sanft, aber ernst, der

Unglückliche die helfende Hand eines redlichen Mannes von sich stoßen? — Sie warf einen forschenden Blick auf mich, und ging nun. Ich folgte ihr schweigend. Auch sie schwieg, und trocknete sich verstohlen die Augen.

In einem Winkelgäßchen, im höchsten Stockwerke des Hauses, lag ihr Vater auf einem dunkeln Stübchen krank, elend, abgezehrt. Ich sagte ihm, welche Veranlassung mich zu ihm führte, drang ihm endlich eine Banknote von hundert Mark auf, (mehr wollte er schlechterdings nicht nehmen) und verließ ihn dann ohne Zögern.

Welchen Eindruck das Mädchen mit ihrer zarten, sanften Behandlung des kranken Vaters auf mich machte, und welchen mit ihrem lieblichen Gesicht, ihrer edlen Gestalt, ihrer weichen, süßen Stimme — o, wie kann ich dir das beschreiben!

Ich ging nach einigen Tagen wieder hin; man nahm aber nichts mehr von mir an. Den dringendsten Bedürfnissen hatte die erste Summe abgeholfen, und der alte Blunt hoffte auf eine glückliche Veränderung seiner Lage.

Ich besuchte ihn und die Tochter jetzt täglich ein Paar Stunden, und die Herzen der beiden Unglücklichen öffneten sich gegen mich in dem schönsten Vertrauen. O, an dem Bette des Kranken, an Hannchens Seite, habe ich Stunden genossen, die vielleicht das einzige Glück meines ganzen Lebens seyn werden! Ich ahndete noch nicht, daß jetzt das schönste Gefühl der Menschheit in meiner Seele war, daß ich Hannchen liebte. Als ich es endlich wußte, und aus des Mädchens zutraulichen Blicken sah, daß sie vielleicht meine Liebe erwiederte: o, lieber Bergemann, nie hätte ich diese Fülle von Seligkeit für möglich gehalten!

Doch, laß mich die Bilder nicht ausmahlen, die meinem Herzen nur zu gefährlich wurden. Ich suche mein Herz durch Arbeit zu betäuben, und durch Erinnerung an meine Pflicht, an die Dankbarkeit, die ich meinem Principale, dem guten, edlen Horn, schuldig bin; und dennoch sage ich mir tausendmal: es wäre auch anders gut und recht gewesen! Mein Geist ist nicht einig mit sich selbst, und

ich danke dem Zufalle, der für meine Pflicht entschied, was mein Herz vielleicht nicht gekonnt hätte. — Horn will mich verheirathen; diese Idee, an deren Ausführung er nicht einen Augenblick zweifelt, macht ihn glücklich. Er entriß mich als ein kleines Kind dem Elend, ließ mich mit seinem Sohn erziehen, und bildete späterhin mich selbst noch weiter aus. Ich bin Alles, was ich bin, durch ihn; nun soll ich auch eine Frau von seiner Hand bekommen. Es mag wohl Vermessenheit von ihm seyn, daß er eines Andern Schicksal so gänzlich bestimmen will; aber der gute Alte ist an dem empfindlichsten Theile seiner Seele so schmerzlich verwundet! Ich gönne ihm die Freude, einen Menschen auf der Erde zu wissen, der ihm, ihm ganz allein, sein Glück zu verdanken hat. Und war denn, was er für mich that, nicht Alles zu meinem Besten? Er leitet mein Schicksal; aber er leitet es mit zarter Hand. „O, ich habe doch einen Sohn!" sagt er zuweilen mit nassen Augen, und fällt mir um den Hals, wenn ich ihm meine ganze

Liebe, mein ganzes Vertrauen zeige. Von seinem Sohne sagt er nichts; ich sehe aber, daß der Schmerz über dessen mißrathene Erziehung mich seinem Herzen noch theurer macht.

Sieh, mein Lieber, das hielt mich ab, dem theuren Mädchen mein Herz zu entdekken. — Ich hatte einen Plan, meinen guten Alten unvermerkt für die unglückliche, edle Familie zu interessiren. Ehe ich es thun konnte, machten die Geschäfte eine Reise nöthig. Als ich nach einem Monate zurückkam, war Hannchen mit ihrem Vater verschwunden, und niemand konnte mir sagen, wo Beide geblieben wären.

Jetzt fühlte ich, was mir dieses Mädchen ist, ich fühlte es in dem Schmerze über ihren Verlust, in den unablässigen Bemühungen, sie wiederzufinden. Sie ist verschwunden. Ach! ich fürchte, mein krankes Herz wird niemals wieder genesen. Sieh, das ist es, was mir alle Heiterkeit, vielleicht auf immer, raubt. Es giebt Augenblicke, die auf Einmal das ganze Le-

ben, die vergangenen Freuden und die künftigen Hoffnungen, zertrümmern. Ich habe, glaube ich, einen solchen Augenblick erlebt. Leb wohl!

2.

Derselbe an Denselben.

H * * *.

Vergessen? O, sage das nicht wieder, mein Freund; ich fürchte sonst, du hast mich gar nicht verstanden, oder — was noch schlimmer wäre — du kannst mich nicht verstehen. Wäre es weiter nichts, als ein flüchtiges natürliches Gefühl: würde ich dann erst eine Klage verlieren? Oder meinst du etwa, ich hätte bei dem Anblick eines schönen Mädchens noch nie etwas empfunden, so irrst du.

Auch ich habe warmes Blut. Wenn das Liebe wäre, so hätte ich schon geliebt. Mein Herz wurde einmal unruhig, meine Seele unstät: doch das war alles. Bei Arbeit und

Anstrengung vergaß ich; und der aufgeregte Strom der Sinnlichkeit kehrte wieder in seine Ufer zurück. Nichts hatte sich durch meine Empfindungen geändert: ich war der Vorige, die Welt um mich her dieselbe. Doch jetzt? — Wie soll ich dir sagen, was ich fühle! Vor meinem verklärten Auge ist eine neue Welt in der Glorie der Seligkeit aufgegangen. Ich bin ein Anderer. Von einer fürchterlichen, eiskalten Starrsucht geheilt, und frei von den drückenden Fesseln eines düstern Lebens, trat ich froher, besser, in die mir nun erst aufgeschlossene Welt. Und noch jetzt, da mein Herz in den unendlichen Schmerzen der Trennung von ihr — meinem einzigen höchsten Glücke — so ängstlich schlägt: noch jetzt macht mich der bloße Gedanke an sie unaussprechlich selig. Wie sonst wohl andere Schmerzen den Menschen mein Herz verschlossen, so öffnen es ihnen diese.

Verstehst du nun? Glaubst du noch, daß ich sie vergessen werde? Sie ist die Sonne, welche die unendliche, ewige Welt in meiner

Seele erleuchtet, erwärmt und segnet. Nein, ich kann sie nie vergessen! —

3.

Der junge Horn an Saalmann.

H * * *.

Guten Morgen, du armer Teufel! Auf den Wechsel, den ich dir schicke, hast du nicht gerechnet; und jetzt, da du ihn in der Hand hältst, fällt dir ein, ob er auch wohl gut ist. Hast du endlich das Geld dafür, so ziehst du ein grinsendes Gesicht, und sagst: „der einfältige Tropf! Ich hätte ihn in der Noth stecken lassen!"

Siehst du wohl, daß ich so ziemlich weiß, wie Ihr, du und deines Gleichen, denkt? Aber was thut es! Jeder geht seinen eigenen Weg. Es hat mir Mühe genug gekostet, Euch ertragen zu lernen, besonders dich, der du tausend Arme hast, wie der Polyp, und sie alle tausend ausstreckst, — nicht, zu helfen, sondern zu

fangen und zu verzehren, — und dann, wenn sich eine bittende Hand gegen dich ausstreckt, dich wieder zusammen rollst, gleich einem Stacheligel, und die Hand, die dich berührt, verwundest, oder, gleich dem Zitteraale, sie lähmst! Doch nimm den Wechsel, und lache!

Ich liebe deinen Witz, deine jovialische Laune, und mich verlangt nach dir. Aber wenn einer von den Guten — und sage du über die so viel Tolles, als du willst: sie haben doch wenigstens dieselben Rechte, wie Euer Gelichter — wenn einer von den Guten dir eine Kugel durch das Gehirn jagte: ich möchte wissen, was du dagegen einwenden dürftest. — „Nun, ich lasse mich gehen," könnte er sagen; „ich vollende mich, ich bin nun einmal so!" Uebrigens, mein guter Freund, rathe ich dir, nicht noch einmal über meines Vaters Tugenden zu spotten; sonst ist mit uns Alles vorbei, das schwöre ich dir.

Mein Verhältniß mit meinem Vater ist jetzt so ziemlich. Grinse darüber, so viel du willst; ich wünsche an jedem Tage tausendmal, es möchte anders seyn: besser oder schlechter,

gleichviel! Oft sehne ich mich danach, einmal mit der kindlichsten Liebe an seinem Herzen zu liegen; denn — dir Alles zugegeben — dein Gehirn wird doch wohl begreifen, daß mein Vater eine nährende, gesunde Pflanze ist, du aber ein tödtender Giftbaum, in dessen Schatten nichts gedeihet. Pah! ich weiß, daß die Erde sich drehet; aber du sollst mich nicht überreden, sie drehe sich, um zu zerstören. Ihr glaubt am Ende wohl so gut wie ich, daß die Tugend wenigstens die erhabenste Erfindung ist, die der Mensch gemacht hat, und daß ohne sie das Leben wahrhaftig nicht der Mühe werth seyn würde, die das Athmen kostet.

Ich gebe zu, daß niemand ganz tugendhaft ist, eben so wenig wie ganz schön; aber zwischen einem geschwollenen Affengesichte und dem Kopfe des Apollo ist doch ein Unterschied, — wie (das unter uns!) zwischen dir und meinem Vater.

Ich habe den Freund meiner Kindheit wiedergefunden. Sey so gut, lieber Saalmann, und nenne den Namen Sander ent-

weder gar nicht, oder mit Achtung. Mein Vater und Sander sind zwei Menschen, über die ich keinen Spott ertrage, wäre es auch nur darum, weil sie mich an eine Jugendwelt voll schöner poetischer Träume erinnern. Uebrigens hast du Recht. Eben dieser Sander, den ich immer Lust hatte, als einen lebendigen Beweis gegen euer System aufzustellen — eben dieser Sander ist so gut ein Mensch, wie ich. Doch davon auf ein ander Mal; denn jetzt — ich schwimme wieder in einem Meere von Genuß, und bisweilen möchte ich sagen: in dem Meere einer tugendhaften Liebe! Adieu. Morgen mehr.

4.

Derselbe an Denselben.

H * * *.

Horche auf! Du wirst Wunderdinge hören. Als ich zu Hause kam, empfing mein Vater mich kalt, mein Freund heißer als je. Das war in der Ordnung; denn Beide wollten

mein

mein Herz wieder aus den Händen des Lasters reißen. Mein Vater hielt mich für schlimmer als ich bin; Sander für besser. Wieder in der Ordnung. Mein Vater sagte: sein Herz ist verderbt; mein Freund aber: sein Verstand ist verführt. Wieder recht, wie es seyn mußte. Aber höre! beinahe hätte dieser Sander mich dahin gebracht, ihm zu glauben. Er sagte mir zum Exempel: „sieh, du bist in die Hände einiger Taugenichte gerathen, die dich keinesweges lieben, die dich nur ausplündern wollen, weil du reich bist; aber, um deine Börse ausleeren zu können, mußten sie erst dein Herz leer machen!" Sollte man nicht glauben, daß dieser junge Mann Euch sehr wohl kennte? — Ich setzte ihm mein System des Lebens aus einander. Er lächelte, und betheuerte mir: das könne nie mein System werden. Als nun auch ich lächelte, gestand er zu: ich könnte sogar darnach handeln, aber doch nur aus Eitelkeit; denn mein Herz sey gar nicht für ein solches System gemacht. Wir redeten dann über Tugend, Freundschaft und dergleichen; und sein warmer Eifer be-

stürmte mein Herz, so daß ich mich beinahe von seiner Tugend fangen ließ.

Nun sieh, wir pflegten immer beisammen zu seyn; doch jeden Abend entzog er sich meiner Gesellschaft ganz unmerklich, und dann war er einige Stunden nirgends zu finden. Das fiel mir endlich auf, und einige Aeußerungen meines Vaters machten mich noch neugieriger, wie es doch mit diesen geheimen Gängen wäre. Ich folgte meinem Grandison einmal nach, da ich ihn zufälliger Weise vor mir sah. Er verlor sich in ein kleines Häuschen, und ich trat in ein Wirthshaus gerade gegenüber. Nach einigen Stunden kam er wieder, und ward von einem Mädchen bis in die Thür begleitet. Das Mädchen blieb stehen, und sah ihm nach. Ich erstaunte; denn es war schön, schön wie eine Liebesgöttin. Zu Hause nahm ich meinen Mann vor; er schwieg aber. Ich brachte ihn im Gespräche hundertmal auf diese und ähnliche Gegenstände; er schwieg aber dennoch. Mein Vater hat, wie ich weiß, den Gedanken, ihn zu verheirathen. Ich sprach mit ihm davon. Er seufzte, und

sagte dann: ich werde deines Vaters Wunsch erfüllen. Am nächsten Morgen sah ich das Mädchen wieder bei hellem Tageslichte, und ich muß gestehen, daß mir eine solche Schönheit noch nicht vorgekommen war. Der Wirth des Hauses, bei dem ich mich auf eine gute Art nach ihr erkundigte, sagte mir: „die Familie sey arm, und lebe nur von den Unterstützungen eines nahen Verwandten, der bei ihr aus- und eingehe." Dieser nahe Verwandte — war Sander.

Da hatte ich den Heuchler! Der Vater des Mädchens heiße Blunt, sagte der Hauswirth mir noch. — Blunt? Ich strengte mein Gehirn an; denn es war mir, als kennte ich den Nahmen, als hätte ich das Mädchen schon gesehen. Und richtig! Blunt war Kaufmann in B * * *, und fiel. Bald nachher verschwand er mit seiner schönen Tochter, die damals eben aufblühete. Jetzt reihete sich in meinem Kopfe Alles zusammen. Mir fiel ein, daß ihm einer von meinen Bekannten eine Summe schuldig geblieben war. Ich schrieb diesem, und bekam bald Antwort über Alles,

was ich wissen wollte. Nun ging ich eines Morgens, in einen ganz einfachen Frack gekleidet, zu Herrn Blunt, und sagte ihm: einer meiner Freunde in B * * hätte mir den Auftrag gegeben, ihm eine alte Schuld zu bezahlen. Blunt erinnerte sich der Sache, und nahm das Geld. Dann fragte er: wie haben Sie mich aber hier in H * * * ausfündig gemacht, da ich doch ganz unbekannt lebe? — Ich erfuhr, gab ich zur Antwort, von meinem Freunde, daß Ihnen das Geld vielleicht jetzt nöthig wäre; und mein Eifer, einem unglücklichen, rechtschaffenen Manne zu dienen, machte mir die freilich nicht leichte Mühe, Sie aufzusuchen, zu einem wahren Vergnügen. Ich habe seit vier Monaten unablässig nach Ihnen herum gefragt.

Der alte Mann drückte mir herzlich die Hand, und die Tochter warf mir einen seelenvollen, himmlischen Blick zu. Du kannst leicht denken, daß sie einen Mann, der sie vier Monate lang gesucht hatte, nicht gehen hießen. Ich blieb, erzählte dem Alten viel von B * *, an das er noch immer mit Sehnsucht

zurückdenkt, und schloß mit ihm eine Freundschaft, die für die zwei Stunden warm genug war. Man bat mich, wieder zu kommen, und ich versprach es. Wir, ich und Sander, theilten uns nun in die Gesellschaft des schönen Mädchens. Ich war des Morgens da, wenn Sander zu thun hatte, er des Abends: er unter seinem, ich unter einem fremden Nahmen. Anfangs glaubte ich, das Mädchen wäre eine gute Prise; doch ich hatte mich sehr geirrt! Sie war die schönste, frömmste, heiligste Unschuld. Spotte nicht, Saalmann! Sie war es; sie ist es noch. Und wenn mein Vater wollte, wenn ich Herr über meine Hand wäre; o, ich würde glücklich, ja ich würde durch den milden Einfluß dieses edlen, reinen Herzens tugendhaft werden und bleiben.

Ich darf nicht daran denken; denn mein Vater . . . Er hat meine Hand versprochen. Aber Sander? — Der steht nicht unter dem Zwange meines Vaters, und er liebt das Mädchen innig: das weiß ich aus Hannchens unschuldigen Erzählungen von ihm. Was will

er aber? was ist seine Absicht? Meinen Vater, seinen Wohlthäter, betriegen, oder das Mädchen verführen. Sieh, da habe ich den Heuchler! Und, gewiß! das Herz des Mädchens war schon halb sein. Sie sprach von ihm mit Blicken, mit einem Tone, über den ich beinahe wahnsinnig wurde. Ich könnte ihn ermorden, wenn er seine Hand nach diesem Schatze ausstreckte, wenn er nur ein einziges Mal den Gedanken gedacht hätte, das Mädchen zu verführen.

Und ich? Da stehe ich an dem fürchterlichen Abgrunde. O, ich wünschte, Alles wäre anders! Doch wer kann gegen die Unmöglichkeit kämpfen?

Höre weiter! Ich wollte sie dem Heuchler entreißen. Der Wirth des Hauses ist ein elender Krämer, dem der gemeine Schurke aus den Augen hervorsieht. Ein Paar kleine Geschenke, ein Vorschuß von einigen hundert Mark, und der Mensch stand mir zu Gebote. Sander mußte in meines Vaters Geschäften auf einen Monat nach Kopenhagen reisen. Während der Zeit kündigte der Wirth der

armen Familie die Miethe auf. Ich schaffte ihnen eine andere Wohnung vor dem Thor in einem Gärtchen, die sie gern annahmen, weil der Arzt dem schwachen Alten die Landluft angerathen hatte. Die Tochter gab dem Hauswirthe, als sie und ihr Vater mit mir wegfuhren, eine Karte für Sandern, worauf ihre neue Wohnung bezeichnet war. Er versprach, sie ihm sogleich zu geben, wenn er sie aufsuchen würde. Sander kam zurück; und der Wirth sagte ihm, Blunt wäre von H*** abgereis't. Ich wurde in der That sehr besorgt, daß er das schöne Mädchen wiederfinden würde: so unablässig, so unermüdet suchte er sie. Da ich aber die Zeit wußte, wann er sie suchen konnte, so war es mir leicht, alle seine Bemühungen zu vereiteln. Der Arzt ist, weil der Alte wieder gesund war, schon lange abgeschafft; und so bin ich sicher.

Sicher? Ach, nie war ich ungewisser, als jetzt. Es gelang mir Alles: ich gewann das Vertrauen des Vaters und der Tochter. Sie geht mit mir spazieren, und sitzt Abends, wenn die Kühle den Vater in's Haus getrie-

ben hat, im Garten neben mir. Ich verleite den Vater, der mit der Gesundheit auch die Neigung, anständiger zu leben, wieder bekommen hat, zu mancherlei Ausgaben, die er ohne meine Bekanntschaft wohl nicht gemacht hätte. Hannchen (so heißt das Mädchen) muß sich nach und nach besser kleiden. Ich dringe dem Vater das hierzu nöthige Geld auf, nehme, weil er es durchaus verlangt, einen Wechsel über den Vorschuß, und habe ihn nun völlig in meiner Gewalt. Die Wohnung wird besser möblirt; ich verschaffe Beiden alles Vergnügen, das man in einer völligen Einsamkeit nur haben kann, miethe den Garten mit allen Gebäuden ganz, und bleibe sogar in einem kleineren Häuschen manche Nacht da. Es ist Alles, wie ich es wünschte; und dennoch bin ich um keinen Schritt weiter. Die Unschuld dieses Mädchens ist ihr Schutzengel; sie hindert mich, etwas zu thun, das vielleicht — mein Glück auf ewig zerstören würde.

5.

Derselbe an Denselben.

H * * *.

Alles ist vorbei! Ich liebe sie unaussprechlich, und — habe sie verloren. O, jetzt weiß ich, wie ich hätte glücklich werden können! jetzt, da der Todesengel meines Verbrechens vor der Thür des Paradieses steht, und mich auf ewig davon trennt.! Mein Vater hatte den Plan, mich und seinen Liebling Sander an zwei Schwestern zu verheirathen, und wir sollten dann die Handlung als Associés fortsetzen. Ich willigte ein; Sander aber fragte: darf ich einem Mädchen meine Hand geben, wenn mein Herz einem andern gehört? Richten Sie, mein gütiger Wohlthäter! — Mein Vater fragte mit gerunzelter Stirn: wen liebst du? Ein Mädchen, antwortete Sander, das durch Unschuld und Güte ein Engel ist. Doch ich habe es verloren, und fürchte, daß ich es nie wiedersehen werde! — Und nun ergoß er sich mit so wahrem Schmerz in Klagen, daß ich mit einem höchst peinlichen Ge

fühle der Schande neben ihm stand. Mein Vater ging mit ihm in sein Cabinet, und kam sehr gerührt wieder heraus. „Nach einem Jahre," sagte er, „erinnere ich dich wieder. Ich hoffe, du wirst vergessen, und glücklich werden." Sander antwortete mit einem Seufzer: ich werde sie nicht wiederfinden, aber — auch nie vergessen.

Sieh, ich hatte ihn für einen Heuchler gehalten, und seine Liebe war doch so rein, so heilig! Ich glühete vor Scham; beinahe war ich Willens, ihm zu sagen: ich habe sie dir geraubt; nimm sie, sey glücklich, und laß mich Elenden sterben! — Beinahe war ich Willens? Ich hätte es gethan, wenn er nicht in dem Augenblicke meines Entschlusses aus dem Zimmer gegangen wäre.

Nur meine unaussprechlich gewaltige Leidenschaft für das Mädchen machte mich so verworfen, trieb mich zu Verbrechen, die ich verabscheute, die ich . . . O, ich bin besser, als Ihr; denn ich schäme mich doch vor mir selbst.

Ich überlegte, wie leicht Sander das

Mädchen finden könnte; und, fand er sie: Himmel und Erde! so war sie sein. — Bei dem Anblicke des schönen Geschöpfes, (denn ich eilte sogleich nach dem Garten) erwachte meine flammende Liebe wieder. Ich wollte mich meinem Vater zu Füßen werfen; aber was konnte ich jetzt von ihm hoffen? Wenn ich ihm alles gestand, so gab er das Mädchen Sandern. Wohin ich blickte, war für mich nur Verzweiflung oder ein Verbrechen. Nach einem langen Kampfe mit mir selbst, nahm ich mir vor, zu der Tugend zurückzukehren, und, wenn es seyn müßte, zu sterben. Da kam sie mit ihrer holden, arglosen, sanften Heiterkeit auf mich zu, und sagte: „ich bin heute auf einen sonderbaren Einfall gekommen. Die Menschen werden mir ganz fremd: so wenig seh' ich hier von ihnen. Mein Vater will das, und Sie auch. Nun, ich lasse es mir gefallen. Doch übermorgen ist Maskerade. Ich möchte wohl einmal wieder eine Stunde lang in dem fröhlichen Tumulte seyn; und eine Stunde hat mir mein Vater bewilligt." So wie ich das nur hörte, stürmten in meiner

Seele tausend wilde, verworrene Gedanken. Sie wollte sich ja selbst in den Abgrund stürzen.

Ich besorgte ihr eine reitzende Maskeraden-Kleidung, und sehr schönen Putz. Als ich sie abholte, und sie mir mit dem Kranze von Rosen in dem kastanienbraunen Haar entgegen kam, fielen mir — ich weiß nicht, wie — die Worte ein: „Schon ist das Opfer bekränzt!" Ich nahm bebend ihre Hand, und konnte die flammenden Augen nicht von ihr losreißen. In meiner Brust war ein heftiger Kampf der Begierde mit der Tugend, und so blieb es auch, als ich mit Hannchen im Wagen saß. Ich tanzte mit ihr öfter, als sie wollte, und zwang ihr einige Gläser Punsch auf. Mit einer geheimen Angst war ich mir alles dessen bewußt, was ich that, und wozu ich es that. Sie fragte mich mehrere Male: „warum sind Sie so traurig?" Ich schwieg, und dachte: „warum bist du so heiter!" dachte es mitleidig, ohne deshalb meinen Plan aufzugeben.

Nach Mitternacht fuhren wir zurück. —

Am Garten hob ich sie bebend aus dem Wagen, und führte sie in eine Laube von aufblühendem Jasmin, um, wie ich sagte, der schönen lauen Mainacht zu genießen. Hier umarmte ich sie, und erklärte ihr zum ersten Male meine brennende Leidenschaft. Sie stand auf, und sagte mit bebender Stimme, worin ich aber einen Ton der Zärtlichkeit zu erkennen glaubte: „jetzt nicht ein Wort mehr! Morgen, morgen! Sie sind Ihr Geständniß meinem Vater schuldig." — Und heute, flisterte ich, soll ich noch unglücklich bleiben? Ich drückte sie an meine Brust, an meine Lippen. Ihr Beben, das gewiß nur ihren Abscheu verrieth, hielt ich für das Zittern der Leidenschaft, und wurde dreister; doch sie riß sich mit einer unbegreiflichen Gewalt aus meinen Armen, und lief auf das Haus zu.

Durch meine heftige Leidenschaft halb wahnsinnig, eilte ich ihr nach, und dicht hinter ihr die Treppe hinauf. Vor ihrem Zimmer wendete sie sich um. Ich flisterte ihr zu, damit ihr Mädchen nicht aufwachen sollte: nur noch ein Wort! — „Wohl!" sagte sie;

„ich will nur erst aufschließen.“ Sie that es, und schon in einigen Sekunden hatte sie ein Licht angezündet.

Nun zeigte sie auf einen Stuhl, und setzte sich mir gegenüber. „Was hätten Sie mir denn jetzt zu sagen!“ hob sie in einem bewegten und ernsten Tone an. „Ich möchte meinen Vater nicht gern erschrecken; aber Sie sollten fühlen, daß Sie den Morgen erwarten müssen, wenn Sie mir und ihm etwas zu sagen haben.“

Ich näherte mich ihr mit den zärtlichsten Betheurungen, und bat sie um ihre Gegenliebe. „Jetzt,“ sagte sie, „kann ich nicht antworten; aber morgen!“ Das heißt, sagte ich, Sie wollen gar nicht antworten! O, Hannchen! wenn Sie wüßten, . . . — Ich sank, halb unwillkührlich, vor ihr nieder. Sie schien bewegt, wollte mich aufheben, und sank weinend in meine Arme. Ich Unmensch, ich Rasender, dachte, sie müßte jetzt mein seyn; denn — was konnte ich morgen ihr, und was ihrem Vater sagen! Ich nahm sie in meine Arme, und drückte heiße Küsse auf ihren Mund; sie

schrie aber mit einem Male fürchterlich auf, riß sich los, und warf sich ihrem Vater, der diesen Augenblick herein trat, in die Arme.

Ich faßte mich schnell. Jetzt sehe ich, hob ich an, daß ich vergebens hoffte, Ihren Vater auch den meinigen nennen zu dürfen. — Meine List gelang; die Miene des Alten wurde sogleich etwas weniger finster, und er fragte: was ist denn? — Ich bat, antwortete ich, Mademoiselle Hannchen um ihre Liebe, um ihre Hand. Sie schwieg; und als ich nun eine Aeußerung des Mitleidens in ihren Augen für Liebe hielt, und sie in meine Arme faßte, riß sie sich mit Abscheu von mir los.

„Mit Abscheu?" sagte der Alte, und sah seine Tochter an, die schluchzend seine Hand hielt. „Sie lieben also meine Tochter, und verlangen ihre Hand?" fragte er dann ernst. — Ich bejahete das. „Sie sind hier geboren, und hangen von niemanden ab?" fragte er weiter. — Ich bejahete wieder. — „Indeß entferntere Verwandten haben Sie doch wohl, ohne Zweifel; und wer sind die? Ich will

nicht weiter untersuchen, was hier vorgefallen ist; aber Sie müssen mir erlauben, morgen Ihre Verwandten zu sprechen."

Da war ich gefangen. Ich warf mich vor dem Alten auf die Kniee, und gestand ihm, daß ich ihn mit einem fremden Nahmen hintergangen hätte. Hannchen wurde bei diesem Geständnisse blaß; der Alte führte sie zu einem Armstuhl, und sagte dann kalt, mit einem sehr ernsten Gesichte: „warum hintergingen Sie uns?" Ich habe einen strengen Vater, antwortete ich in großer Verwirrung. Er hat schon über meine Hand entschieden. Ich liebte aber Ihre Tochter von dem ersten Augenblicke an, da ich sie sah, unaussprechlich. — „Mein Herr, was soll ich von Ihnen denken! Sie gaben Sich den falschen Nahmen in der ersten Minute unsrer Bekanntschaft. . . . Wie heißt Ihr Vater? Es ist nöthig, daß ich ihn spreche. Oder können Sie nicht auf seine Einwilligung zu Ihrer Verbindung mit meiner Tochter rechnen?" — Ich sah nicht, wohin er mit dieser Frage wollte, und antwortete: für jetzt nicht. — „Elender!" sagte er

nun;

nun; „Sie boten ja meiner Tochter Ihre Hand an! Und Sie thaten noch mehr: das sagt mir Ihre bleiche Farbe, und der Abscheu in Hannchens Gesichte! . . . Doch," — fuhr er etwas sanfter fort: „ich will so billig, als es mir möglich ist, von Ihnen urtheilen. Wer ist Ihr Vater? Die erste Unwahrheit, mein Herr, trennt uns auf ewig."

Der Banquier Horn, antwortete ich. — „Horn?" rief er, mit offenbarem Erschrecken, und Hannchen erblaßte noch stärker. „O, mein Kind!" sagte der Vater; „wie nahe hat dich dieser Elende zu dem Abgrunde der Schande hingeführt! Jetzt sehe ich Alles! Dieser Mensch hat uns unsern Wohlthäter, unsern Retter, den edeln Sander, geraubt!" Ich hatte ihn unterbrechen wollen; das Bewußtseyn meiner Schuld machte mich aber stumm, und nahm mir alle Besonnenheit. Endlich stieß ich Rasender heraus: Herr Blunt, bedenken Sie, daß ich Sie in meiner Gewalt habe! Ihre Wechsel sind fällig. — „O Bösewicht! elender Bösewicht!" rief Hannchen, und sank leblos in die Arme ihres

Vaters. Er warf sie auf ein Ruhebett; dann wendete er sich mit edlem, würdevollem Zorne zu mir, und sagte: „geh, du Bube! oder du bist verloren!"

Ich ging, von unbeschreiblichen Gefühlen ergriffen; es war, als rauschten hinter mir die Ströme der Hölle, als jagten mich heftige Stürme. Erst am Morgen besann ich mich wieder, auf einem steilen Abhange, ein Paar Schritte weit von der Elbe.

Ich kam wie gänzlich vernichtet zu Hause. Nachmittags verlangte ein Mäkler, mich zu sprechen, und bezahlte mir, auf eine Vollmacht von Blunt, dessen Wechsel. Ich war so betäubt, so außer mir, daß ich dieses abscheuliche Geld annahm. Erst gegen Abend fiel mir ein, daß Blunt es ja nicht überflüßig haben konnte. Ich steckte alle meine Banknoten ein, und eilte nach dem Garten. Da wollte ich mich dem Vater und der Tochter zu Füßen werfen, wollte dieser sagen: ich ging darmit um, Sie zu verführen; aber ich liebte Sie dennoch! Ich war mehr unglücklich, als la-

sterhaft! Ihre Verzeihung! Sie sehen mich nie wieder. Ich verlasse Europa auf immer.

So wie ich in den Garten kam, erfuhr ich, daß Vater und Tochter alles, bis auf die nöthigste ärmliche Kleidung, verkauft hätten, und dann zu Fuße nach der Stadt gegangen wären. Ich eilte zurück, und suchte sie auf; doch vergebens! Sie ist fort, und ich bin verloren! Dahin habe ich es mit allen den heillosen Plänen gebracht, die meinem Herzen wahrhaftig Ueberwindung kosteten! O, ich hätte nur thun dürfen, was es mir zurief; und ich wäre jetzt vielleicht der glücklichste Mensch. Würde mein Vater für mich weniger gethan haben, als für Sander? Ich bin trostlos, ich verzweifle, wie dieser; aber sein Schmerz ist heilig. Und der meinige? — Adieu, auf immer.

6.

Der Banquier Horn an seinen Bruder.

H * * *, auf dem Schiffe: die Hoffnung.

Ein Paar Worte, lieber Bruder, die in deine alte Brust einmal wieder Lebenskraft und Freude gießen sollen! Ich habe unsern guten, edlen Blunt wieder gefunden. Daß er in B * * gefallen ist, weißt du; auch, daß wir zu der Zeit seines Falles in einem Mißverständnisse mit ihm waren, und daß er sich darum nicht an uns wendete: an uns, die wir Alles vergessen hatten, und ihm mit Gut und Blut geholfen haben würden. Sieh, vor einigen Minuten stand ich vor ihm, und fragte ihn mit Thränen in den Augen: „Blunt! warum schriebst du nicht an mich? Es gab zwischen uns seit Jahren ein Mißverständniß; aber — wir waren Beide glücklich. Als du unglücklich wurdest — du mußtest doch wissen, daß ich meinen letzten Groschen mit dir getheilt hätte." — Das wußte ich, Horstmann, sagte er, auch mit Thränen in den Augen;

aber nicht, wo du warst, und das konnte mir auch niemand sagen. Meinst du, ich hätte an deinem Edelmuthe gezweifelt?

„Recht Alter!" sagte ich. „Ich war von Amsterdam weggezogen, und hatte, nach einem Testamente meines Oheims, Firma und Nahmen geändert."

Bruder, woran hängt das Schicksal manches Menschen! Wir mußten damals den Nahmen Horn annehmen; wer kennt uns hier unter dem Nahmen Horstmann? Und so verging der alte Blunt fast im Elende, weil wir uns nicht mehr so nannten, wie ehemals. O, lieber Bruder! und seine Tochter solltest du sehen! ein herzensliebes, schönes Kind, dem, das hoffe ich, die Augen nun bald nicht mehr so voll Thränen stehen sollen.

Du willst doch auch wohl wissen, wie ich unsern Blunt gefunden habe. Ich ging nach einem Schiffe, das im Baum lag. Da begegnete mir ein alter Mann mit einem jungen, schönen Frauenzimmer. So wie ich sein Gesicht sah, regte sich etwas in meinem Herzen. Ich sann, und endlich rief ich auf einmal

mit lauter Freude hinter ihm her: „Blunt!" Er sah sich um, rief: „Horstmann!" und kam auf mich zu. Da standen wir beiden Alten, drückten uns so fest an einander, und weinten so laut, daß die Matrosen sich darüber lustig machten. Erst nach einer ganzen Weile sagte er mir endlich, daß er nach Kopenhagen gewollt habe, weil ihm hier ein Unglück begegnet sey. Er wollte mir erzählen; ich unterbrach ihn aber: „hernach! Du bleibst bei mir, alter Blunt!" Ich führte ihn in das Schiff, gab geschwind meine Ordres, schenkte den Matrosen, die mich ausgelacht hatten, meine ganze Börse, fuhr dann zu der Base Brocks, borgte von ihr einen recht hübschen Anzug für die kleine Blunt, mit Kopfputz und allem, (denn sie soll mit Anstand in meinem Hause auftreten,) und schrieb noch bei der Base ein Billet an meinen braven Sander, daß er für eine recht gute Mahlzeit sorgen möchte, weil ich in einer Stunde mit ein Paar Herzensfreunden kommen würde. Während nun die kleine schöne Blunt und ihr Vater sich in der Kajüte ankleiden, schreibe ich dir, lieber Bruder, und bitte, mache

dich auf, unsern alten Freund einmal wieder zu sehen. — So eben wird mir gemeldet, daß sie fertig sind. Adieu.

Was meinen Sohn betrifft, so meint Sander: sein Herz sey gut; er spiele nur aus Eitelkeit zuweilen die Rolle eines Bösewichts; man habe wohl seinen Kopf verführt, aber nicht sein Herz. Dies, glaubt er, dürfte nur einmal eine recht starke Erschütterung bekommen, um wieder gut und rein zu werden. Gott gebe, daß Sander Recht hat! Und, wenn es an einer andern Erschütterung fehlt, so nehme Gott mich alten Mann von der Welt; mein Tod, meine letzten Bitten, meine letzten Thränen in dem erstarrten Auge, werden ja den jungen Menschen wohl rühren.

Adieu. Komm bald!

7.

Derselbe an Denselben.

H***.

Bruder, das Herz meines Sohnes hat eine Erschütterung bekommen. Es ist im Hause

Alles so still, als wäre eine Leiche darin, oder als hätte ich Bankerott gemacht. Sogar die Domestiken merken etwas: sie gehen so leise, als lägen im ganzen Hause Persische Filzdecken, und ich kann die Hausuhr picken hören. Blunts Tochter ist krank; mein Sohn auch; und Sander . . .

Ich möchte gern scherzen, um mir die Brust ein wenig zu erleichtern; aber es will nicht gehen.

Als ich mit Blunt ins Haus trete, ist Niemand da. Das ärgert mich: denn ich wollte gern Sandern und meinem Sohne auf der Stelle meine Herrlichkeit zeigen; und einer von Beiden, hatte ich mir unter Weges fest in den Kopf gesetzt, sollte Blunts Tochter heirathen. So wie ich in das Zimmer trete, halte ich Hannchen beide Hände vor das Gesicht, schiebe sie so auf Sandern zu, und sage: „nun rathe einmal, wer das ist!" Er kann das natürlicher Weise nicht. Als ich nun die Hände wieder wegziehe, schreiet er auf, wird blaß, und ruft: „o, Gott im Himmel! ist es möglich! Sind Sie es wirklich? „Sander!" ruft

das Mädchen. „Lieber Sander!" ruft auch der alte Blunt, der erst jetzt mir in das Zimmer folgt. Beide hängen sich an ihn. Ich begreife nun ein wenig, frage Sandern: „das ist sie?" und ärgere mich, daß ich erst jetzt erfahre, was ich lange hätte wissen können, wenn er nicht immer ein so betrübtes Gesicht gemacht hätte, daß ich es nicht über das Herz bringen konnte, mich näher nach seiner Geliebten zu erkundigen.

Endlich erfuhr ich, wie Sander ihre Bekanntschaft gemacht, und was er für sie und für den Vater gethan hatte. Nun war denn auch kein Haltens mehr bei mir. Obgleich der alte Blunt mich jeden Augenblick unterbrach, und erst noch tausend Dinge wissen wollte, sagte ich Hannchen doch, wie zärtlich Sander sie liebte, wie unglücklich er gewesen wäre, und so weiter, hielt dann für den armen Jungen an, und sprach von Mitgift, von Geld, was wir Alten denn doch immer nicht vergessen können. Das schöne Kind war über und über roth. Sander zitterte, näherte sich ihr, faßte ihre Hand, und fing eine recht

schöne und zierliche Rede an. Mitten darin machte mein Sohn die Thür auf, und ich rief ihm zu: „gratulire! Sander ist Bräutigam; hier steht die Braut! Bruder Blunt, das ist mein Sohn!"

Zu meinem Erstaunen schrie Hannchen laut auf, und sank ihrem Vater todtenbleich in die Arme. „Das ist er!" rief Blunt mit einer Art von Entsetzen. Mein Sohn blieb stehen, wie eine Bildsäule des Schreckens; doch endlich stürzte er auf Hannchen zu, kniecte vor ihr nieder, und benetzte ihre noch immer kalte Hand mit Thränen. Wir, Sander und ich, wußten nicht, was wir von dem Auftritt denken sollten. Endlich stand mein Sohn auf, legte seinen Kopf an Sanders Brust, und sagte tief beschämt: „sey glücklich mit diesem Mädchen, das ich unaussprechlich liebe, das ich dir raubte, und das ich unglücklich machen wollte! Ich bin dafür bestraft! ... Wenn du nun erfährst, was ich that, so richte mich nicht allzuhart! ... Mein Vater!" sagte er dann, und fiel vor mir auf die Kniee: o, hätte ich die schönen Träume meiner schuld-

losen Jugend wieder! Mein Herz ist gewiß nicht so verächtlich, als es Ihnen scheinen muß; aber — es würde brechen oder völlig erstarren, wenn ich hier bliebe. Vater, ich muß fort — fort von hier, wo der Anblick dieses Mädchens mich langsam tödten würde."

Er verließ das Zimmer; wir, ich und Sander, folgten ihm, so bald sich Hannchen erholt hatte, und auf ein Bett gebracht war. Ich bitte dich, sagte Sander zärtlich, erkläre mir das Alles. Nun gestand mein Sohn, ohne die Blicke vom Boden zu erheben, wie er Hannchen kennen gelernt, wie er sie mit List vor Sandern versteckt gehalten habe, u. s. w. Ich hörte sein Geständniß mit dem größten Schmerze.

Siehst du? sagte Sander mit dem sanftesten Tone: dahin führen deine Grundsätze! Aber ich liebe dich dennoch. Sag', wenn dieses Mädchen deine Frau geworden wäre, würdest du . . . ? — O Gott! unterbrach ihn mein Sohn; wenn sie mich geliebt hätte: die heiligen Empfindungen meines früheren Lebens

wären in mein leeres Herz zurückgekehrt! ... Aber laß mich! Laß mich sterben, und sey glücklich!

Sander, dessen Augen jetzt von einem himmlischen Feuer glänzten, fragte ihn näher über seinen Umgang und seine Verhältnisse mit Hannchen. Mein Sohn sagte ihm Alles, und bat uns dann, ihn allein zu lassen.

Wir gingen zu Hannchen, die sich jetzt vollkommen wieder erholt hatte. Sander übernahm es, ihr Aufklärungen über Alles zu geben. Er ging mit ihr in das Nebenzimmer, dessen Thür er offen ließ, sprach lebhaft, faßte zuweilen ihre Hände, und schien sie tief zu rühren. Ach, der arme Sander! er selbst konnte seine Thränen nicht unterdrücken. Mein Sohn ließ mich bitten, zu ihm zu kommen, und äußerte den Wunsch, nach London gehen zu dürfen. Als ich diese Stadt für ihn zu gefährlich fand, bat er mich, ihn nach Boston zu schicken und dort meine Geschäfte von ihm betreiben zu lassen. Aus Angst willigte ich ein; denn er war in völliger Verzweiflung. Nun kam Sander. Als ich ihm sagte, was

ich meinem Sohne versprochen hatte, war er damit unzufrieden, und bat mich, ihn wenigstens nicht so schnell abreisen zu lassen. Mein Sohn bestand darauf, daß er schon am folgenden Morgen weg wollte. Jetzt sagte Sander: du zwingst mich, Karl! . . . Wenn nun aber Hannchen dir ihre Hand gäbe? — Mein Sohn starrte ihn finster an, und sagte: sie liebt dich, und ist deine Braut! — „Ich habe ihre Freundschaft, ihr Wohlwollen; ob aber auch ihre Liebe — daran zweifle ich, nach Allem, was du mir erzählt hast. Vielleicht ist ihr Herz zwischen mir und dir getheilt; und — könnte ihre Hand dich wieder an deinen Vater, an mich, an die Tugend ketten ... Karl, ich bin dein Freund! . . . Und wem von uns Beiden sie ihre Hand giebt, der — tröste und liebe den Andern."

Karl versank in schwermüthige Träume, und ist seitdem auf seinem Zimmer geblieben. Sander sieht Hannchen nur selten. Er ist heiter, wenn er bei uns ist; doch überrasche ich ihn einmal, dann stehen Thränen in seinen Augen. So dauert es nun schon drei Tage fort.

Karl will durchaus nach Boston; er hat mir noch einmal das Versprechen abgedrungen, ihn reisen zu lassen. Wenn sie mir, sagte er, ihre Hand auch geben wollte; ich bin ihrer nicht werth, und muß ihr entsagen.

O Bruder, ich weiß nicht, ob ich mich freuen oder weinen soll. In einer vertraulichen Stunde, da ich dem alten Blunt Sanders Edelmuth und meines Sohnes — doch wahrlich auch edelmüthige — Weigerung erzähle, stößt er mit mir an, und trinkt: das edelmüthige Kleeblatt! — „Kleeblatt? Lieber Blunt, der Klee hat drei Blätter, und ich habe nur von Sandern und meinem Sohne gesprochen." — Mein Hannchen ist das dritte, sagt er vertraulich. Sie liebt deinen Sohn von ganzem Herzen, und zwar schon lange; aber sie will Sanders Güte und Liebe belohnen. Nun kam Sander, und sagte mir, Hannchen sey auf dem besten Wege. Da warf ich ihm denn mein Geheimniß zu, und die Sache war gemacht.

Sander führte Karl'n zu Hannchen. Es

war eine Scene, die Alles erschütterte, was sich im Zimmer befand. Der Vater legte endlich die Hände der beiden Liebenden in einander, und mein Sohn rief mit Entzücken: o, meine theure, geliebte Freundin! dieser Handschlag versöhnt mich erst mit der Tugend. Von jetzt an lebe ich zwei Jahre unter den Augen der edelsten Menschen; und wenn ich dann nicht Ihrer Liebe, und deiner Freundschaft, Sander, werth bin, so . . . Aber, gewiß, Ihre Hand hat mein Leben schon jetzt geheiligt."

Hannchen warf sich an Sanders Brust; er küßte sie, und dann meinen Sohn, ohne ein Wort zu sagen. Auch in meine Arme warf er sich, und nun verließ er schnell das Zimmer. Hannchen gestand jetzt ihre Liebe für Karln, und den Abend wurden sie Beide feierlich verlobt.

Am folgenden Morgen bekam ich von Sandern ein Billet, worin er mir Lebewohl sagte. Er hatte die Reise nach Boston schon angetreten. Gottes Segen sey mit ihm!

Karl ist in zweimal vier und zwanzig

Stunden nicht zum Vorschein gekommen. Er scheuet sich, Hannchens Hand zu berühren; es ist, als ob er seinen Freund dadurch zu beleidigen fürchtete. Aber glücklich ist er, und wir Alle! — Komm, Bruder, um es mit uns zu seyn.

8.

Von Demselben an Denselben.

(Zwei Jahre später.)

Sander ist wieder hier, Bruder, und hat seine Braut mitgebracht. Karl wird an Einem Tage mit ihm getrauet. „Bin ich nun deiner Liebe, deines aufopfernden Edelmuthes werth?" fragte er, als er in Sanders Armen lag. „O," setzte er hinzu, „du warest sicher, mich zu bessern; denn der Anblick eines reinen Herzens beweiset für die Tugend mehr, als eine Welt voll Laster und Verbrechen dagegen."

Den achten dieses Monats ist die Hochzeit. Wir erwarten dich. Sanders Braut ist ein Wunder an Schönheit und Güte. Leb wohl!

XXIII.

Das Mädchen auf Freiersfüßen.

Das Mådchen auf Freiersfüßen.

1.

Der junge Breisach an seinen Freund.

Wien.

Hier hat mich der Teufel! möchte ich beinahe sagen, wenn ich nicht fromm wåre, wie ein Herrnhuter. — Da lebte ich in meiner Garnison zwischen Traum und Wachen. Ich, der ich von der Natur recht eigentlich zum Hausvater bestimmt bin, so daß mir ein Schlafrock viel besser steht, als die Staatsuniform, weil ich für jenen passe, in dieser aber mich bewege, als ginge ich im hölzernen Spanischen Mantel; ich, der ich jeden Burschen von meiner Kompagnie: „mein Sohn!" nenne, und für jedes Kind mechanisch eine Liebkosung oder auch in der Tasche einen Bonbon

habe: ich mußte alle Ansprüche, ein Hausvater zu werden, aufgeben, bis ich eine Kompagnie bekäme, wo mir denn wahrscheinlich alle Lust am Leben vergangen seyn wird. Endlich schlug sich das Schicksal ins Mittel, oder mein Oheim, ein jovialischer, lustiger Hagestolz, der seinen letzten Gulden für mich hingegeben hätte, weil er mich lieb hat. Sieh, ich habe noch eine Tante, und die hat eine Tochter. Beide sind die einzigen reichen Personen in unsrer ganzen Familie. Sie brachen mit meinem Vater, weil er mich Soldat werden ließ; denn nun könne, meinten sie, kein gutes Haar an mir bleiben. Mit meinem Oheim brachen sie gleichfalls, weil der brave, großmüthige Mann zuweilen flucht, wie ein Matrose. So wußten wir denn nicht viel mehr von ihnen als daß sie auf ihren Gütern lebten, daß meine Cousine ein Wunder von Schönheit, aber auch von seltsamer Laune wäre, und so weiter.

Ich schreibe meinem Oheim einmal, daß ich den gemeinen Soldaten beneide, auch wenn er im Winter auf seinem Posten stehe: ihm bringe doch sein Weib des Mittags Essen, eine

Umarmung, und ein Paar Kinder; an Seele und Leib erwärmt, trete der Ehemann und Vater dann wieder an seine schwere Arbeit.

Mein Oheim, der mich wohl kennt, reist nun zu meiner Tante, unterläßt mir zu Liebe das Fluchen, erzählt meiner Cousine von mir, von meinen erhabenen Eigenschaften, von meiner Rechtlichkeit, von meiner Achtung für die Würde des Ehestandes; kurz, er weiß sich der beiden Weiber so zu bemächtigen, daß sie — was sehr viel ist, da sie den Uniformen gar nicht trauen — ihm wenigstens versprechen, einen Besuch von mir anzunehmen. „Vetter," schreibt mir mein Oheim: „deine Cousine ist das schönste Geschöpf, das ich jemals gesehen habe. Ihre Grillen bestehen nur darin, daß sie einen Mann verlangt, der kein Bösewicht, mit Einem Worte, der gerade wie du ist. Denn ob sie gleich, wie sie sagt, nicht auf das Alter sieht, so merke ich denn doch wohl, daß meine vierzig Jahre ihr schon zu viel sind. Komm! aber in bürgerlicher Kleidung, und mit bürgerlichen Sitten. Laß das Fluchen (wenn du es dir etwa angewöhnt hast)

und alle Renomisterei in deiner Garnison zurück. Sey ein wenig fromm; denn deine Cousine und deine Tante haben Beide den seltsamen Glauben, daß nur ein ernsthafter Mann tugendhaft seyn könne. Ich weiß, du bist bei aller Rechtlichkeit ein toller Mensch, der das Leben wenigstens verlacht, wenn er es nicht beherrschen kann. Nun, komm nur so bald als möglich zu mir nach Wien; dann wollen wir mit einander zu deiner Cousine. Sie ist, trotz ihrer Züchtigkeit, entschlossen, zu heirathen, sobald sie einen tugendhaften Mann findet; und ich fürchte, sie findet in dieser sündigen Welt nicht Einen lasterhaften: denn der Preis der Tugend ist ja sie, die Göttin der Schönheit, und ein Brautschatz von hunderttausend Thalern. In Ernst, Vetter: wie leicht kann sie nicht die Beute eines Betriegers werden, wenn ihre Grille bekannt wird! — Sie wollen mir sagen lassen, wann wir sie besuchen können. Komm, so bald als möglich, daß bald auch dir ein Weib das Essen bringen kann — nicht in das Schilderhaus, oder die Wachtstube, sondern in einen schönen Eßsaal. Und das

Paar Kinder? dafür lasse ich dich sorgen. Ich habe dir die Thür des Ehestandes aufgethan; sorge nun, daß man sie dir nicht wieder vor der Nase zuschlägt."

Das hat man gethan, guter Freund; und zwar ist es meine eigne Schuld. Sieh, ich war noch nicht drei Tage hier in Wien, so paßte mir der Teufel schon auf mit einer Versuchung, von der ich mich nicht losreißen kann. Da stehe ich wenigstens auf dem hohen Berge, schaue hinunter in die Reiche der Welt, die mir der Teufel anbietet, und habe nicht den Muth zu sagen: hebe dich weg von mir! — Doch, ich muß dir fein ordentlich erzählen.

Mein Chef, dem ich die Sache ehrlich sagte, schlug mir den Urlaub ab, weil ich die Remonte besorgen sollte. Ich schrieb nun meinem Oheim, daß ich aus dieser Ursache erst in sechs Wochen kommen könnte. Als mein Brief schon abgegangen war, ließ mein Chef mich holen, und gab mir auf sechs Monate Urlaub, weil er meinem Wunsche, Hausvater zu werden, nicht hinderlich seyn wollte. Ich eilte nach Wien, ohne unterweges irgend ein Aben-

teuer zu erleben, eine Bettlergeschichte ausgenommen, über die ich aber gerade dem Teufel in die Hände gerathen bin.

Auf der letzten Station vor Wien warte ich ungeduldig auf Pferde, weil ein Gesandter, der mit einem sehr großen Gefolge reist, sie alle gebraucht hat. Ich gehe verdrießlich vor dem Posthause auf und nieder, wo auch noch mehrere andre Fremde sind, die alle, so wie ich, auf Pferde warten. Um doch wenigstens zuerst fortgeschafft zu werden, spreche ich sehr viel davon, welche große Eil ich habe.

Als endlich die Pferde wieder gekommen waren, gab man mir den Vorzug vor allen andern Reisenden. Schon wollte man anspannen, da bat mich ein Knabe um ein Almosen, und ich gab es ihm mit einer Liebkosung. O, lieber Herr! sagte das Kind nun weinend: wenn Sie wüßten, wie unglücklich meine Eltern sind, und wie sie Ihnen für diese reichliche Wohlthat danken werden! — „Eltern!" dies Wort hat einen magischen Zauber für mich. „Wer sind deine Eltern?" fragte ich. — Mein Vater ist ein Musikus aus

Prag, und dahin wollen wir jetzt zurück. Es ist uns sehr, sehr unglücklich gegangen! Wir hofften, aus Linz eine Erbschaft zu holen; man hat aber meine Eltern darum betrogen, glaube ich. Unser Geld war verzehrt, und bis hieher haben wir oft gehungert, lieber Herr. Hier, guter Gott, ist nun meine Mutter krank geworden. Dort liegt sie in dem Häuschen, in das uns ein Bauer aufgenommen hat. Der gute Mann rieth mir, ich sollte die Herrschaften hier um Hülfe ansprechen.

Das alles sagte der Knabe mit herzzerreißenden Tönen. Ei! rief der Postmeister auf einmal in einem harten Tone: fort hier, Junge! Falle die Reisenden nicht an! Der Knabe trat ängstlich und zitternd hinter mich. Ich warf dem Postmeister einen unwilligen Blick zu, und beruhigte den Knaben. „Wenn ich Zeit hätte —" sagte ich dann; und in dem Augenblicke fiel mir ein, daß meine Ungeduld eigentlich nur von langer Weile herrührte. Der Knabe hatte meine Hand ergriffen. Ich hob ihn auf, küßte ihn, und sagte: „ja, ich habe Zeit! Führe mich zu deinen Eltern! Ich bin

nicht reich, mein Kind; aber was ich entbehren kann, will ich von Herzen gern deinem Vater geben."

Ich fand an seinen Eltern ein Paar edle, unglückliche Menschen. Die Frau wurde sogleich etwas besser; denn ihre Krankheit war im Grunde nur die Angst darüber, daß sie sich nach Hause betteln sollte. Beide Eheleute umarmten sich, und vergossen Freudenthränen. Ich gab ihnen die Hand, und sagte: „Ihr glücklichen Menschen! Ihr seyd dennoch beneidenswerth. Gott segne euch!" Jetzt eilte ich wieder nach dem Posthause; aber die Pferde waren nun wieder fort, und ich mußte aufs neue warten. Durch den Vorfall mit dem Knaben war ich gewisser Maßen unthätig geworden. Ich entschloß mich, die Nacht da zu bleiben, und ließ mir ein Zimmer geben. Als ich am Fenster stand, sah ich zwei Frauenzimmer mit dem Knaben nach der Bauerhütte gehen, in der seine Eltern waren. Der Knabe interessirte mich jetzt noch mehr; denn er hatte sich Anfangs sehr ernstlich geweigert, die Damen hinzubringen. Nein! hörte ich ihn drau-

ßen sagen; der Herr hat uns schon genug gegeben, mehr als wir brauchen. Ich kam nur her, ihm noch einmal die Hand zu küssen. Die Damen bestanden aber darauf, daß er sie zu seinen Eltern bringen sollte. Ich legte mich, weil ich müde war, bald zu Bett. Am folgenden Morgen, als ich mich in den Wagen setzte, eilte die Familie herbei, mir noch einmal zu danken. Sie schien mir reisefertig zu seyn; auch hielt vor dem Hause noch ein Wagen, den man schon für die beiden Frauenzimmer anspannte.

Hier in Wien trat ich in einem Wirthshause ab, und schickte ein Billet an meinen Oheim, erfuhr nun aber, daß er verreist wäre und erst in acht Tagen zurückkommen würde. So lange mußte ich natürlicher Weise in meinem Wirthshause bleiben. Nach drei Tagen ging ich in den Augarten. Unvermuthet stand mein Knabe, reinlich gekleidet, wieder vor mir, sah mich sehr freundlich an, küßte mir die Hand, und erzählte mir: die beiden Damen hätten seine Eltern mit nach Wien genommen, und sobald sich seine Mutter völlig wieder wohl be-

fände, würden sie recht bequem nach Prag zurück reisen, da ihnen die beiden Damen das dazu nöthige Geld geschenkt hätten. Auf einmal bückte sich der Knabe, nahm ein Billet vom Boden auf, und las die Aufschrift: „Für ein menschliches Herz!" Ich erbrach es, und fand darin die Worte: „Zwei Unglückliche ersuchen den Finder dieses Billets, wenn er Muth hat und menschlich ist, sich auf die Leopoldsgasse in Nummer **, zwei Treppen hoch, zu bemühen, und da nach Madame Solden zu fragen, sonst aber, wenn er das nicht will, das Billet wieder an seinen Ort zu legen."

Ich war unentschlossen, ob ich das seltsame Billet behalten oder wieder hinlegen sollte. „Was fodert man?" dachte ich. „Nur Muth und Menschlichkeit. Hm! An beiden fehlt es mir nicht." Ich steckte das Billet ein, gab dem Knaben noch eine Kleinigkeit, wünschte seinen Eltern eine glückliche Reise, und ging nun nach Hause. Hier besah ich mein Billet noch einmal von allen Seiten. Ein solches Billet an einem so besuchten Orte! dachte ich; das könnte der Frau Solden eine Menge Neu-

gieriger zuführen. Ich will das Abenteuer bestehen, so verdächtig es auch seyn mag.

Ich ging nach dem bezeichneten Hause, fragte nach Madame Solden, und wurde in ein Zimmer geführt, wo ein völlig unerwarteter Anblick mich ganz starr machte. An einem Nährahme saß ein Mädchen etwa von zwanzig Jahren, ein Wunder von Schönheit, in ganz einfacher Kleidung. Sie verbeugte sich sehr anständig gegen mich, und bot mir einen Stuhl. Ich zog mein Billet aus der Tasche, und gab es der Madame Solden schweigend, aber mit Blicken der Sehnsucht auf das liebliche Mädchen. Also Sie, sagte die Frau, haben mein Billet gefunden? Unsre Situation, mein Herr, ist so einzig, und die Art und Weise, uns einen m u t h i g e n (sie betonte dies Wort) und menschlichen Freund zu erwerben, so seltsam, daß ich Sie bitten muß, fürs erste nur nichts Uebles von uns zu denken.

Ich bat sie, mich von ihrem Unglück und von der Art und Weise, wie ich ihr dienen könnte, zu unterrichten.

Sie entschuldigte sich damit, daß sie dazu

noch einige Papiere nöthig habe, die sie in Kurzem erwarte. Wir bedürfen, sagte sie endlich, nur eines edlen, verständigen Mannes, der Muth genug hat, einem Großen, der uns verfolgt, entgegen zu treten. Nun fragte sie mit einer auffallenden Neugierde nach meinem Nahmen und meinen Umständen. Es kam mir seltsam vor, daß man gegen mich so zurückhaltend war, und von mir doch eine förmliche Beichte verlangte. Daher gab ich ihr zur Antwort: ich wäre erst seit einigen Tagen hier, um irgend einen Posten bei einer Kanzlei, oder bei dem Finanzwesen zu suchen; kurz, ich hoffte, hier mein Glück zu machen. Nun wollte man auch meinen Nahmen wissen. Ich traute nicht genug, um den zu sagen, und nannte mich Steinhausen.

Die Alte fing nun an, mich auch über meine Vermögensumstände auszuholen; ich sagte ihr aber geradezu, daß dieses Examen mit unsrer Sache nichts zu thun haben könne.

Während der ganzen Unterredung saß Mamsell Solden ruhig an ihrem Nährahme. So oft ich antwortete, heftete sie die durchdrin-

genden und dennoch sanften Blicke ihrer großen blauen Augen auf mich, und sah dann wieder auf ihre Arbeit, wenn ihre Mutter anfing zu sprechen. Ich wurde endlich ungeduldig über die seltsamen Fragen der Alten, und sagte, doch recht sanft: „ich gestehe Ihnen, Madame, daß ich erstaune. Mitleiden, und der Wunsch Ihnen nützlich zu seyn, haben mich zu Ihnen geführt, in der That nicht die Lust, Ihnen meinen Stammbaum bis zu der Sündfluth hinauf zu belegen."

Jetzt öffnete die Tochter zum ersten Male die feinen Rosenlippen, und hauchte mit der lieblichsten Stimme die Worte hervor: ich bin sehr unglücklich! Aber da unser Geheimniß das Wohl meines ganzen Lebens bestimmt, so verargen Sie es meiner Mutter nicht, wenn sie den edelmüthigen Mann, dem sie sich anvertrauen will, erst näher kennen zu lernen wünscht.

Mit dieser sanften, lieblichen Stimme hätte sie mir das Herz aus der Brust hervorgezaubert. Ich stand vor ihr, wie vor einem segnenden Gnadenbilde, dem sich die Seele bis

in die tiefsten Falten öffnet. Die Mutter ging jetzt hinaus, und nun hob ein nicht alltägliches Gespräch unter uns an. Ich weiß nicht, Mademoiselle, sagte ich endlich, wie Sie um einen Beschützer haben verlegen seyn können. Jeder Mensch, dünkt mich, müßte Ihre Vertheidigung mit Freuden übernehmen.

O nein, mein Herr! sagte sie schnell und ein wenig unwillig: Sie sollten nicht schmeicheln! — Ihr Ton war so ernst, daß ich erschrak. Ich versicherte ihr, daß ich nie schmeichelte, und wurde nun behutsamer. Man erkundigte sich beim Abschiede, wo ich wohnte, und bat mich, zuweilen auch ungerufen zu kommen.

Als ich auf meinem Zimmer war, lief die ganze Begebenheit noch einmal durch meinen Kopf. Ich gab der Alten die Miene einer Kupplerin, und dem Mädchen, ob es gleich wie die Unschuld selbst aussah, das Gesicht einer hübschen Buhlerin. Beide, glaubte ich, hätten Lust, mich als einen erst vor Kurzem angekommenen Fremden, den sie vielleicht für reich hielten, auszuplündern. — Auf einmal

schwebten

schwebten mir allerlei Mährchen vor von den Künsten und Betriegereien großer Städte. Doch das Billet war ja augenscheinlich nicht auf mich berechnet, und konnte das auch nicht seyn, da sich in der Allee, wo ich den Böhmischen Knaben antraf, sehr viele Menschen befanden. Dort konnte es ein Greis, ein Frauenzimmer, oder wohl gar der Polizeiminister finden. Gewiß hatte man es also nicht bestimmt für mich geschrieben: das war augenscheinlich. Was aber nun weiter?

Mlle. Solden war vielleicht das schönste Mädchen in ganz Wien, und es konnte ihr nicht an Anbetern fehlen, wenn sie die haben wollte. Und dennoch! — Nun stand sie aber wieder vor mir, mit den schönen blauen Augen, und der himmlischen Unschuld in dem lieblichen Gesichte. Dann sah ich, wie sie die schönen runden Arme bei ihrer Nähterei bewegte, und wie sie die feinen Lippen öffnete. Auf einmal sprang ich auf, und rief: ich wollte, der erste Minister wäre ihr Feind, damit ich ihr zeigen könnte, wie viel ich für sie zu thun Muth genug habe. Ich ging aus, um

ihr das zu sagen, lief vor ihrem Hause ein Paarmal auf und ab, und — es fehlte mir an Muth, hinein zu gehen.

Ich fing an zu bemerken, daß ich in das Mädchen verliebt war, und schämte mich, daß ich — ein Philosoph! — mich so schnell in einen schön geformten Hals, in ein Paar rothe Lippen, in ein Paar blaue Augen, in eine liebliche Stimme, hatte verlieben können. Nun ging ich geschwind wieder nach Hause, setzte mich vor eine Aufgabe aus der höhern Analysis, lös'te sie glücklich auf, und nahm dann vor mir selbst die Schlafmütze ab, weil ich mich so brav gehalten hatte. Ich stieg in mein Bett, als ob es der Fluß Lethe wäre; doch nach zwei oder drei Minuten fand ich, daß ich, trotz der Auflösung, dennoch herzlich verliebt war: denn ich träumte von weiter nichts, als was ich für das Mädchen alles thun möchte, könnte und wollte.

Am folgenden Morgen war ich so vernünftig, daß ich meine Schlafmütze beinahe wieder vor mir selbst abgenommen hätte. Indeß merkte ich doch an meinem raschen Ankleiden, daß

es mit meinem Triumphe eben nicht sonderlich stand. Ich zögerte, und ging endlich einen ganz andern Weg, als den nach der Leopoldsgasse; doch auf einmal kehrte ich um, und stieg die zwei Treppen zu der Madame Solden so stolz hinan, wie im alten Rom ein Triumphator die Treppen zum Kapitol.

Vor der Thüre sagte ich unter starkem Herzpochen: wenn ich nicht so kalt bin wie Eis, so will ich nie wieder auf den Nahmen eines Philosophen Anspruch machen. Ich pochte, machte auf, und — verursachte große Verlegenheit. Mamsell Solden war so eben beim Ankleiden, und ich sah ihre weißen Schultern, die sie aber sogleich durch eine Enveloppe meinen Augen wieder entzog.

So früh, mein Herr? fragte die Mutter. — „So früh?“ wiederholte ich erstaunt, zog meine Uhr hervor, und — stand da, als würde ich von der ganzen Welt verspottet. Es konnte noch nicht sechs geschlagen haben. Ich heftete meine Augen auf die Uhr, und empfand mit großer Beschämung, daß ich ein verliebter Geck war.

Diese Beschämung kühlte meinen Eifer sehr ab. Ich maulte, als hätten die beiden Frauenzimmer meine Narrheit verschuldet, und war in der That im Begriff, ihnen recht trocken zu sagen, daß ich mich mit ihren Sachen nicht abgeben könnte. Doch in eben dem Augenblicke, da dieser Entschluß in meiner Seele auf und ab ging, kam die weiße schöne Hand des Mädchens mit den zarten Fingern unter meine Augen, und bot mir eine Tasse Thee. Ich nahm die Tasse zitternd, und wir sprachen nun von dem schönen Morgen, von einem Spaziergange, den Mutter und Tochter hatten machen wollen, und für den ich mich ihnen sogleich zum Begleiter anbot.

Wir gingen, als das schöne Mädchen sich in einem Nebenzimmer vollends angekleidet hatte. Ich war nicht kalt wie Eis, sondern glühend wie eine Flamme; und dennoch fand ich sogar im Gehen, als ihr weißer Arm auf dem meinigen ruhete, noch immer Gründe, mir den Nahmen eines Philosophen zu retten. „Wenn nur,“ dachte ich, „ein Anderer an meiner Stelle wäre: das schöne Mädchen, hier

in dem schmalen Gange, so nahe an ihn gelehnt, daß ihre Schultern ihn berührten, und daß die schönen braunen Locken zuweilen auf seine Schultern fielen —; ich möchte doch sehen, ob er in dieser Lage noch solche Selbstbetrachtungen anstellen könnte!"

Von ihrem Unglücke, und von dem, was ich thun sollte, hörte ich nicht ein Wort. Wir philosophirten, im Augarten hin und her gehend, über Tugend, Glück, Freiheit, Empfindung u. s. w., bis die Sonne höher stieg. Als ich sie dann bis auf ihr Zimmer begleitet hatte, verließ uns die Mutter; und nun erbot ich mich mit einer unbeschreiblichen Wärme, mit einer Art von Begeisterung, zu jeder Hülfe, die in meinen Kräften stände. „Ich wünschte," sagte ich, „Ihr Verfolger wäre sehr mächtig, damit ich Ihnen zeigen könnte, daß meine Freundschaft für Sie noch mächtiger ist."

Sie antwortete lächelnd: ich hatte vor einigen Jahren hier am Arm eine Wunde, wovon Sie die Narbe noch sehen. — Sie hielt mir den Arm so nahe vor die Augen, daß ihn mein Athem berührte; dann fuhr sie, ohne

meine Verwirrung zu bemerken, ruhig fort. Mein Wundarzt sagte: ich wünschte, Sie hätten den kalten Brand am Arme, damit Sie sähen, daß ich in der Chirurgie etwas gethan habe. Er wollte mir gewiß nichts Böses wünschen, so wenig wie Sie, sondern mir wohl nur Muth machen, weil mich die Wunde ängstigte. — Auf einmal wurde ich kalt wie Eis. Ich warf einen forschenden Blick auf das Mädchen, und mich durchlief mit einem starken Frösteln der Gedanke, ob sie wohl gar über mich spotte; doch ihr Gesicht war ruhig, harmlos und freundlich. Verliebt ist sie nicht! dachte ich bei einem unterdrückten Seufzer.

Man bat mich zu Tische, und ich blieb. Das Gespräch fiel auf Lektüre, und nun sah ich mit Erstaunen, daß Mlle. Solden sehr viel Geist hat, und daß ihre Erziehung vortrefflich gewesen seyn muß. Je mehr ich beobachtete (und ich war kalt genug geworden, das recht aufmerksam thun zu können), desto mehr nahm meine Verwirrung zu, desto räthselhafter wurden mir Mutter und Tochter: denn von ihrem Unglücke war gar nicht mehr

die Rede, so oft ich auch das Gespräch dahin zu leiten versuchte.

Ich ging endlich ohne Besonnenheit, ohne Entschluß, aber — mit der heißesten Liebe im Herzen. Jetzt dachte ich an die nahe Rückkehr meines Oheims mit Schrecken, und an meine Cousine mit Schauder. Ich fühlte bestimmt, daß ich unglücklich seyn würde, wenn dieses räthselhafte, wunderartige Mädchen mich nicht liebte; und dennoch schien mir alles so seltsam, daß ich gegen Mutter und Tochter auf meiner Hut zu seyn beschloß.

Das nächste Mal, als ich bei ihnen war, übergab mir die Mutter ein Pack Schriften, und bat mich, sie bis zur Rückkehr ihrer Tochter, die ausgefahren sey, zu lesen, und meine Meinung darüber aufzusetzen. „Sie werden das seltsam finden," sagte sie; „doch der Inhalt dieser Schriften geht uns näher an, als Sie wohl glauben mögen." Mit diesen Worten ging sie in ein kleines Nebenzimmer, wo ich sie durch die Glasthür bald mit einer Arbeit beschäftigt sah.

Mit großer Begierde fiel ich über die

Schriften her, weil ich hoffte, daß sie mir endlich das Schicksal des geliebten Mädchens, und meine Hoffnungen enthüllen würden. Ich fand erstlich einen kleinen Roman in Briefen, über dessen Charaktere ich mein Urtheil sagen, und dann die Akten eines Ehescheidungsprozesses, über die ich mein Gutachten geben sollte. Der Roman enthielt die Geschichte einer lebhaften, doch endlich unter Kälte, Mißverständnissen und Zwistigkeiten verschwundenen Liebe zweier Eheleute. In dem Glauben, dies sey die Geschichte der Mlle. Solden selbst, nahm ich die Feder (freilich mit einem zweifelhaften, mißtrauischen Lächeln), und schrieb — denn jetzt war ich Philosoph genug, um kalt und sogar derb zu seyn — mein Urtheil über beide Eheleute. Dem Manne hatte es an eigentlicher Humanität gefehlt, die das Gute, das Recht will, wenn es auch nicht mehr angenehm ist; der Frau an Toleranz gegen die Fehler des Mannes.

Daß ich mit der Feder in der Hand bei diesem Romane saß, fand ich sehr komisch, und ich mußte ein Paar Mal laut auflachen.

Die Mutter sah mich durch die Glasthür an, und blieb sehr ernsthaft.

Jetzt nahm ich den Scheidungsprozeß vor. „Bin ich denn ein Jurist?“ dachte ich. „Was brauche ich mich also um Förmlichkeiten zu kümmern?“ Ich nannte den Advokaten des Mannes einen Schurken, weil er die Mißhandlungen der Frau gut hieß; dann griff ich die Erziehungsmethode an, die der Mann für seine Kinder gefodert hatte. Die Erziehungsgrundsätze der Frau fand ich nicht besser; und hier, lieber Freund, war ich so recht in meinem Fache. Ich schrieb das System der Erziehung, welches schon lange in meinem Kopfe lag, mit einem warmen Herzen nieder, dachte mir das schöne Mädchen, das jetzt wieder zu Hause war und neben der Mutter im Cabinette arbeitete, als Mutter des Kindes, und blickte von Zeit zu Zeit mit inniger Sehnsucht durch die Glasthür auf sie hin. Mein Herz erwärmte sich, und zuweilen trat eine Thräne in mein Auge, wenn ich mir an der Brust des schönen Mädchens ein Kind dachte, dessen Vater ich wäre.

Auch sie schien durch irgend eine Idee gerührt: sie drückte zuweilen einen Finger in ihr Auge, vielleicht um eine Thräne wegzuwischen, die ich nicht sehen sollte, oder auch — eine herauszudrücken, daß ich sie sähe.

Als ich fertig war, und nun anfing meine Arbeit noch einmal durchzulesen, fand ich meine Lage wieder so seltsam, daß ich nicht aufhören konnte zu lachen. Mutter und Tochter kamen zu mir, und fragten, was mir sey. Noch immer lachend gab ich zur Antwort: „nach Ihrem Billet war ich auf Thaten, auf Muth gefaßt; nun aber brauche ich nichts als Worte und schnelle Finger, um einen Roman und Akten zu kritisiren.

Sie lächelten Beide; und nicht lange, so lachten sie noch lauter als ich. Nun wurde ich aber sehr ernsthaft. Ich durfte lachen; sie nicht, in der That nicht! Ich sah Beide mit finstern, sorgenden, spähenden Blicken an. Die Mutter konnte erst gar nicht wieder aufhören zu lachen. Die Tochter sagte ernsthaft: ich sehe in Ihren Blicken Mißtrauen; und das wäre das Schrecklichste, was mir begeg-

nen könnte. Ja, ich hätte nicht lachen sollen; aber ist das Lachen nicht ansteckend? Michelino's lachende Bauern kann ja Niemand ohne Lachen ansehen! . . . O, mein Freund — sie legte die Hand auf ihr Herz, und sah mich mit Taubenaugen an —: können Sie Mißtrauen in dieses Herz setzen?

„Nein!" sagte ich, wie außer mir, und drückte ihre Hand an meinen Mund: „nein! diesen Augen will ich trauen, und ließen sie mich auch in mein Verderben stürzen! Könnte dieses Herz meiner spotten: guter Gott, wohin sollte dann die Treue, die Arglosigkeit fliehen! wohin dann das Vertrauen sich verbergen!" Sie sah mich an mit Blicken — o, hätte ich je ein Auge voll Liebe gesehen, so könnte ich vielleicht sagen: mit Blicken der Liebe. Ich war entzückt; doch nicht lange, so wurde ihr Auge wieder ruhig. Sie hatte noch einen Gang zu machen, und ich verließ sie. Heute habe ich sie nicht angetroffen.

Mein Oheim ist hier. — Wohin wird das am Ende führen? Hast du je etwas Seltsameres gesehen? Ist sie die Frau in dem Roman?

ist sie die Geschiedene in dem Prozesse? Das scheint mir bald gewiß, bald wieder unmöglich. Und mein Oheim? Ich weiß noch nicht, ob ich ihn sehen werde. Alles steht wie ein Unglück prophezeiendes Dunkel vor mir, und ich zittre, es zu erhellen. Leb wohl!

2.

Der Oheim Breisach an den Vater Breisach.

Wien.

Anfangs, lieber Bruder, hatte ich unsre Nichte Julie so weit gebracht, daß sie den Candidaten ihrer Hand wenigstens sehen wollte. Ich hielt lange Lobreden auf deines Sohnes christliche Tugenden, weil nur die bei Julien, ihrer Mutter, und der Tante gültige Münze sind. Nebenher ließ ich denn auch einzelne Worte von seiner edlen Gestalt, von seinem Muthe, seinen blitzenden Augen und seinem Feuer mit einfließen, um dem Mädchen un-

sern Helden ein wenig interessant zu machen. Wir hielten die drei Weiber für grillenvolle Närrinnen. Das sind sie nun wohl nicht, ob ihnen gleich Grillen von besondrer Art im Kopfe stecken, worunter auch die gehört, daß Julie durchaus einen Mann haben will, der nicht ihr Geld heirathet.

„Wie aber das anfangen, liebstes Julchen?" fragte ich. — Sie lächelten alle drei, als wären sie ihrer Sache sehr gewiß. Es müßte, sagten sie, ein verständiger Mann seyn, der nicht nur gut wäre, sondern auch vernünftige Grundsätze hätte.

„Und wie das erfahren, liebstes, goldenes Julchen?" fragte ich wieder. — Wir werden ihn recht ordentlich examiniren! antworteten sie.

„Gott bewahre! welcher Mann wird sich das gefallen lassen!" Sie lächelten, als ob sie den Mann zum Examen schon im Nebenzimmer sitzen hätten. Nun erhob ich denn aber meine Stimme, und versetzte mich erst selbst in Begeisterung, um von deinem Sohne zu reden. Wie gesagt, sie hatten Lust den

Wundermann zu sehen; da schob aber der böse Genius deines Sohnes einen Remonte-Transport zwischen seine Reise hieher. Jetzt, nach einigen Wochen, kommt der Bursche doch; er sieht aber so zweideutig aus, und seine gute Laune ist so ganz dahin, daß ich ihm auf den Kopf zusagen möchte, er habe so wenig Lust zu seiner Cousine, als sie zu ihm. Indeß nachdem ich ihm Himmel und Hölle vorgestellt habe, scheint er sich endlich doch zu ergeben; allein er brummt noch immer im Hause umher, schilt auf das Schicksal, das einem ehrlichen Kerl nicht erlaube, Ehemann und Vater zu werden, wenn er nicht zwanzig tausend Thaler habe, besinnt sich mit jedem Morgen anders, erklärt seine Cousine für eine Närrin, runzelt die Stirn, seufzt, ist empfindlich, zerstreut, und läuft wie ein Narr die Stadt auf und ab, als wenn er Spion der Polizei wäre. Kurz, er ist verliebt, und nicht in seine Cousine.

Endlich giebt er nach, weil er sich entweder zu hoch hinauf oder zu tief hinunter verliebt hat. „Gut," sagt er; „ich will der

Cousine meine Hand geben!" Ich fahre hinaus; und siehe da! Mutter, Tante und Tochter erklären mir, daß sie mit meinem Neffen nichts zu thun haben wollen. Julie erröthet dabei bis an die Ohrzipfel. Ich rede wie ein Cicero, ich gerathe in Hitze, in Begeisterung; die Weiber werden aber nur desto kälter. Endlich fange ich an zu fluchen, und nun erklären sie mir: Juliens Hand sey halb und halb versagt; der Neffe komme zu spät. — Da hast du das Elend! Die Remonte und das verliebte Geziere deines Sohnes sind Schuld daran. Adieu.

3.

Die Tante an Juliens Mutter.

Wien.

Ich kann dir mehr schreiben, liebe Schwester; und wenn der Schwager Breisach kommt, so magst du ihm unbedenklich in Juliens Nahmen den Korb für seinen Neffen geben. Unser Steinhausen hält sich sehr gut, und Julie

hat mir, freilich nur im engsten Vertrauen, gestanden, daß seine edle Gestalt und sein muthiger Blick wenigstens eben so tiefen Eindruck auf ihr Herz gemacht haben, als die Scene mit dem Bettelknaben, wobei er sich in der That sehr menschlich und großmüthig benommen hat. Aus den lauernden, forschenden Blicken, die er auf uns warf, vermuthete ich Anfangs, daß er uns im Posthause gesehen, oder daß der Knabe aus Prag die Sache mit dem Billet im Augarten nicht fein genug gemacht hätte; ich glaube indeß, daß ich mich geirrt habe, obgleich seine Blicke seitdem noch lauernder geworden sind.

In dem Examen, das wir mit ihm anstellten, bestand er sehr gut. Seine Urtheile über den kleinen Roman sind sehr menschlich, und die über die Scheidungssache sehr verständig. Ein wenig zu viel Stolz auf den Nahmen Mann, schien mir daraus hervor zu leuchten. Du weißt, liebe Schwester, wie tyrannisch die Männer, und wie unglücklich die Weiber durch diesen Stolz oft werden. Ich machte Julien aufmerksam darauf; sie behauptete

aber

aber mit einer mehr als gewöhnlichen Lebhaftigkeit: der Mann müsse seinen Werth und die Würde seines Geschlechtes fühlen. Daraus schließe ich denn, daß es dem jungen Menschen gelungen ist, einen tiefern Eindruck auf Juliens Herz zu machen, als sie gern gestehen will. Er ist übrigens mit seinem Geburtsorte, seinem Stande und seinen Aussichten eben so geheimnißvoll gegen uns, als wir gegen ihn. Das verdrießt Julien, und sie will mir nicht zugeben, daß er daran nicht Unrecht thut. „Liebe Tante," sagt sie eifrig, „wenn er mich liebt, wie Sie glauben, so sollte er kein Mißtrauen haben. Wer nicht trauet, will betriegen, oder hat betrogen."

Trauen wir denn, mein Kind? frage ich dann; und sie schweigt, ohne mir Recht zu geben. Glaube mir, liebe Schwester, ich sehe bei dieser Gelegenheit aufs neue, daß das Herz seine großen Rechte hat; und wer weiß, ob es nicht wenigstens eben so viele Ansprüche machen darf, als der Kopf! Steinhausen ist ein fester, stolzer Mann. Das stand nicht in dem Verzeichnisse der Tugenden, die wir von Ju-

liens künftigem Manne foderten; und doch funkelt ihr Auge, doch pocht ihr Herz voll Freude, wenn sie triumphirend sagt: „wie stolz er ist! wie männlich!" Glaube mir, sie würde ihm manche üble Eigenschaft zu gute halten, wenn er sie nur mit trunkenen Blikken betrachtete; sie würde ihm einen wirklichen Fehler verzeihen, wenn nur seine Liebe noch heißer wäre.

Zwar ließe sie es sich um alles in der Welt nicht merken, daß er ihr Herz gewonnen hat; doch ihr Erröthen, ihr Verlangen, ihre Sehnsucht, wenn er ausbleibt, sagen mir genug. Ich glaube in der That, gute Schwester, wir haben bei Julien das Herz zu sehr herunter gesetzt. Sie schämt sich jetzt, ein so volles Herz zu haben, und leugnet es mir fest ab. Eben darum zieht sie die Komödie, die doch am besten jetzt ausgespielt würde, in die Länge; ich soll glauben, ihr liege an der Beendigung nichts.

Ich fürchte nur, der junge Mann, dem wir nicht sagen, was wir von ihm wollen, und dem Julie nicht gestehen will, daß sie

ihn liebt, wird nicht wissen, wofür er uns halten soll. In der That fängt er an, uns zuweilen mit einer gewissen Nachlässigkeit zu behandeln, die unser räthselhaftes Benehmen verdient, von der aber Julie gar nichts merkt, weil die Liebe sie blind macht.

Ich kann errathen, was in ihrem Herzen vorgeht. Sie sieht sich mit Schwärmerei, mit einer Begeisterung geliebt, die ihr, wie jedem Mädchen, der höchste Triumph ist; und sie sieht sich geliebt, ohne Gegenliebe gestanden zu haben: ein zweiter Triumph, der ihr wohl gefällt, weil auch die beste von uns ihr Maß von Eitelkeit hat. Sie verbirgt ihre Liebe, Theils aus Scham vor mir, Theils aus Eitelkeit gegen den Geliebten. Auch mögen wohl diese Empfindungen ihrem Herzen so neu seyn, daß sie die Natur derselben verkennt. Etwas aber weiß die kleine Heuchlerin doch gewiß. Nun will sie mit ihrer unschuldigen Miene ihren Triumph verlängern, vergrößern. Der junge Mensch soll sie fort lieben, und ihr die offenbarsten Beweise von seiner Leidenschaft geben, ohne der Gegenliebe gewiß zu

seyn. Wäre sie unter andern Mädchen erzogen, und kennte sie die Künste der Buhlerei, so würde sie ihren Geliebten gewiß mit üblen Launen quälen; denn alle die kleinen Künste, welche die Natur lehrt, braucht sie so gewandt, als wäre sie zehn Jahre in Amors Schule gewesen.

Ja, Schwester! ich habe Recht, daß die Natur alle Mädchen der Erde ein wenig zum Kokettiren bestimmt hat. Julie behandelt den jungen Mann mit Güte, mit Achtung, mit warmer Freundschaft; aber doch wacht sie über jeden Blick, über jeden Seufzer, und verbirgt sich: Mit Einem Worte: sie ist ein Mädchen.

Bald lobt sie seinen Verstand, bald seinen Witz, seine Sitten, seine Grundsätze. Die Leidenschaft hat sie übrigens nicht so sehr verblendet, daß sie seine Sitten nicht höher, als seinen Verstand, und seine Grundsätze nicht höher, als seinen Witz, achten sollte, wie das meistens der Fall ist. Sage ich ihr aber: nun denn, Julie! so hast du ja den Mann gefunden, den wir zu finden beinahe verzweifelten; dann antwortet sie lächelnd: „ach, Tante!

wir müssen noch viel wissen, ehe wir —"; und dann schlägt sie beschämt den Blick zu Boden. — Was willst du denn noch wissen, Julie? — „Ob er mich achtet, ob er Wohlwollen für mich hat; ob er . . . denn ein gewisser Grad von Neigung gehört doch, glaub' ich, mit zu einer guten Ehe."

So geht es täglich und stündlich. Was soll, was kann der junge Mann, den wir um Hülfe bitten wollten, und dem wir nichts zu sagen wissen, am Ende von uns denken! Ich dächte, du kämest, du setztest deiner Tochter das Köpfchen zurecht, und sagtest dem Vetter Breisach ein recht deutliches Nein auf seine Anträge; denn Julie liebt gewiß.

4.

Der junge Breisach an seinen Freund.

Wien.

Ich bin betrogen, Freund! betrogen, wie noch nie ein Mann auf der Erde! O, wären diese beiden falschen Weiber Männer, daß ich

sie — Ich knirsche mit den Zähnen vor Grimm, daß ich nichts thun kann, und ihren Spott, ihr Hohngelächter hören muß, ohne mich rächen zu dürfen. Mein Daseyn, mich selbst möchte ich hassen, daß sich in meine gerechte Begierde nach Rache noch immer Liebe zu dieser Schlange mischen kann. O, ich habe sie so heiß, so innig, so treu geliebt; und dennoch hat sie mich betrogen!

Ich besuchte die beiden Weiber täglich, ob sie mir gleich mit jeder Stunde räthselhafter wurden. Von einer Hülfe, die ich ihnen leisten sollte, war nicht mehr die Rede. Ich merkte etwas Heimliches, Verstecktes an ihnen, ging aber gutmüthig darüber hin. In meiner Lage blieb alles unverändert; man betrug sich freundlich gegen mich, nichts weiter. Aber, was augenscheinlich war, man wollte mich über meinen Stand, über mein Vermögen ausholen. Ich blieb auf meiner Hut, ob ich gleich die Bosheit noch nicht ahnete, welche die Herzen dieser Weiber vergiftet. Zu meinem Oheim ging ich nicht; denn was sollte ich ihm sagen? — Daß der Nahme Solden

angenommen war, merkte ich zuletzt. Aber was konnte ich aus dem Allen machen? —

Endlich begegne ich zufälliger Weise meinem kleinen Prager. Ich erkundige mich nach seinen Eltern, und höre, daß der Vater hier ein Unterkommen gefunden hat. Er muß mich zu seinen Eltern hinführen, und ich werde mit froher Dankbarkeit aufgenommen. Nach einiger Zeit bittet mich die Mutter um Verzeihung wegen des Billets, das ihr Sohn mir zugespielt habe. Und nun höre ich, daß der Knabe von den beiden Frauenzimmern den Auftrag dazu gehabt hat. Er läßt es, als er neben mir steht, fallen, und hebt es dann wieder auf. (Die beiden Frauenzimmer sind mit mir zugleich in dem Posthause gewesen, wo ich den Knaben kennen lernte.)

Auf einmal war mir alles hell. Ich hatte mich der Familie mit großer Weichherzigkeit angenommen, und der kranken Frau meine ganze Börse gegeben. Auf diese Freigebigkeit (denn sie hatten sich bei der Kranken nach allem, was mich betraf, erkundigt) bauen sie den Plan, mich an sich zu ziehen und auszuplün-

dern. Ich komme. Man findet endlich, daß ich zu arm bin, und so werde ich, was sie aus mir machen können: die Zielscheibe ihrer Unterhaltung, ihres Spottes. Man läßt mich Romane und Prozesse kritisiren, und hat sich über den gutherzigen Thoren, der gar nichts merkt, ohne Zweifel herzlich satt gelacht. Die Pragerin bestärkte mich noch mehr in meinem Argwohn; denn sie hatte auf der Reise hieher, die sie mit den beiden Frauenzimmern zugleich machte, und wobei diese immer dicht hinter meinem Wagen blieben, um mich ja nicht aus den Augen zu lassen, in einem Gespräche zwischen ihnen gehört, daß sie mich als einen guten Fang betrachteten.

Jetzt erzählte auch der Knabe, was er wußte, und machte meine wahrscheinliche Vermuthung zur Gewißheit. Als er ihnen ein Tuch hinbringt, das sie der kranken Frau geliehen haben, geben sie ihm den Auftrag mit dem Billet. Die Mutter sagt der Tochter: sie solle ja recht kalt thun. Dieser Worte wußte sich der Knabe ganz genau zu erinnern. Sieh, so hat man mich betrogen!

Ich bin bei meinem Oheim gewesen. Er fing gleich damit an, daß er von meiner Cousine erzählte, und von der Hoffnung, die er habe, die Verbindung mit ihr zu Stande zu bringen. Kaum konnte oder mochte ich ihm antworten. Und darf ich denn meiner Cousine ein Herz bieten, das noch immer das Andenken einer Verächtlichen so ganz erfüllt? — Tag und Nacht schweife ich mit meiner Phantasie in dem Reiche der Möglichkeiten umher, weil ich sie gern weniger strafbar fände; doch ermattet, und noch erbitterter, kehre ich wieder zurück. — O, wenn in dem Herzen dieses Mädchens nur ein Funke von Tugend, von Menschlichkeit wäre; meine Liebe, meine Treue hätte ihn zu einer Flamme aufblasen müssen!

Wehe mir! und wehe ihnen! — Ja, wehe ihnen!

Heute bin ich zum letzten Male bei ihnen gewesen. Ich wollte Rache, die glühendste Rache. Mein Herz brannte; und dennoch löschte ihr heuchlerischer Blick die Flamme des

Zorns, die so heiß darin loderte. Etwas mußte ich doch thun! Ich schmälerte ihren Triumph, mich überlistet zu haben. Sie überhäuften mich mit Vorwürfen, und ich floh, weil ich fühlte, wie schwach ich wurde.

Meine Cousine schlägt meine Hand aus; sie hat schon gewählt. Desto besser! O, kann ich je wieder ein Weib anders, als mit Verachtung und Haß ansehen, da mich das Mädchen betriegen konnte, das ich von allen zuerst, und so innig, liebte?

Ich kehre wieder in meine Garnison zurück. Mein Oheim will, ich soll noch bleiben; aber ich kann nicht.

5.

Die Tante an Juliens Mutter.

Wien.

Julie hatte Recht, liebste Schwester, daß sie zögerte; ein guter Geist befahl es ihr. Wie unglücklich würde sie jetzt seyn, wenn sie das Räthsel aufgelös't hätte! Sie wäre dann die

Beute eines Bösewichts; jetzt ist sie doch nur der Raub einer unglücklichen Liebe. Er besuchte uns täglich; dann blieb er einige Tage aus. Gestern kam er wieder; sein Wegbleiben hatte auf Julien gewirkt. Sie verrieth gegen mich sehr deutlich, wie sehr sie den Menschen liebte, und an einigen Aeußerungen merkte ich sogar, daß sie beschlossen hatte, ihr Stillschweigen gegen ihn zu brechen. Als er in das Zimmer trat, ging sie ihm freundlich entgegen. In seinen Augen lag etwas Wildes, auf seiner Stirn ein Zug von Falschheit, und auf den Lippen, die er zum Lächeln zwang, ein boshafter Triumph; Julie sah aber von dem Allen nichts.

Ich bemerkte, daß sie einen Uebergang suchte, um auf das Geheimniß zu kommen. Sie drang mit einer Art von Heftigkeit in ihn, Vertrauen zu ihr zu haben. O, ihre Liebe muß sehr groß seyn, daß sie gar nicht sah, wie hämisch sein ganzes Gesicht auf einmal wurde. Jetzt aber brach seine lange verhehlte Bosheit endlich ganz hervor. Er faßte ihre Hand, und sagte höhnisch lachend:

„Mlle. Solden (wenn Sie anders so heißen), es wird wohl endlich einmal Zeit, daß wir gegenseitig die Masken, die uns belästigen, abnehmen. In der That, wir haben sie lange und künstlich genug getragen, um uns nun einander zu zeigen, wie wir eigentlich sind. Sie hielten mich für einen reichen dummen Teufel, den Ihre hübsche Larve und Ihr Geschwätz von Tugend außer sich bringen würden. Ihr Billet ist durch den bettelnden Knaben richtig in meine Hände gekommen. Sie sehen also, daß ich Sie von Anfang an kannte, und daß Sie Sich irrten, wenn Sie über meine Einfalt lachten."

„Ganz hatten Sie indeß nicht Unrecht. Ihre schöne Gestalt hat wirklich einen recht angenehmen Eindruck auf mich gemacht, schon vom Posthause her; und Ihr Billet gab mir nun das Mittel, mit Ihnen bekannt zu werden, wie ich es wünschte. Sie warfen das Netz aus, und ich ließ mich fangen." (Er lachte.) „Wir haben, wie es scheint, unsre Zeit und unsre Mühe übel angewendet. Sie wollen die Tugendhafte fortspielen; ich aber —

ich brauche meine Zeit zu etwas Besserem, als an der Seite einer Dame von Ihrer Art der Tugend Loblieder zu singen. Lassen Sie uns also ohne Weitläuftigkeiten zur Sache kommen, oder uns freundschaftlich trennen!"

Schwester, du hast keinen Begriff davon, welche fürchterliche Wirkung diese Anrede auf uns that! Julie erblaßte, sank zitternd in einen Stuhl, und legte die bebenden Hände auf das bleiche Gesicht, um nicht zu sehen, nicht gesehen zu werden. Sie war in der That in einem höchst mitleidenswürdigen Zustande, so daß ich eilen mußte. Ich sagte mit einer Fassung, die mir viel kostete: Sie sind ein Bösewicht, mein Herr! Verlassen Sie uns, oder wir werden Hülfe rufen! — „Das thun Sie ja nicht, Mütterchen!" sagte der abscheuliche Mensch ganz kalt und mit einer fürchterlichen Bosheit in den Augen; „die Polizei ist hier streng."

Jetzt stand Julie auf, trat stolz vor ihn hin, und sagte mit dem edelsten Unwillen: mein Herr, ich habe mich fürchterlich in Ihnen betrogen. Sie wissen nicht einmal, wie

fürchterlich! Aber ich danke Gott, daß er mich den Heuchler nicht zu spät entdecken ließ.

Nun wurde der Mensch zornig, und das war mir lieb, weil er vorher bei seiner Kälte gar nicht anzugreifen war. „Heuchler?" sagte er: „Heuchler? Treiben Sie mich nicht weiter, Mademoiselle! Ich könnte Sie sonst verderben!"

Elender Mensch! sagte Julie. Verlassen Sie uns! Sie sind mir jetzt verächtlich!

Er schien noch etwas sagen zu wollen, besann sich aber, lachte laut, und verließ uns mit einer nachlässigen Verbeugung. Ich setzte mich nieder; denn ich war angegriffen. Julie ging noch ein Paarmal rasch das Zimmer auf und ab. Endlich blieb sie stehen, und sagte mit aufgehobenen Händen: „ich danke Gott, daß er mich warnte und rettete. Wofür, liebe Tante, hielt mich der Mensch? Und hatte er nicht Recht? Guter Gott, ich vergehe vor Scham. Wir locken ihn durch ein Billet . . . O Gott! von dem ersten Augenblicke an hat er mich für das verächtlichste Geschöpf gehalten. Sein Edelmuth war eine Posse, die er mit

uns spielte. Und doch — noch immer begreife ich nicht, warum er sich erst jetzt erklärt hat. Welchen Plan konnte der Bösewicht mit mir haben?" So ergossen sich Juliens Empfindungen erst in Vorwürfe gegen sich selbst, und in Zorn über den Unverschämten. Nach und nach kam sie zu ruhigen Ueberlegungen. Mir sowohl als ihr bleibt das Betragen des Menschen unerklärbar. Du hättest nur die unverkennbaren Zeichen der ehrerbietigsten Liebe an ihm sehen sollen! Wahrscheinlich wollte er Julien, weil er sie als eine ganz leichte Beute ansah, verführen, und zuletzt nur beschimpfen. Ach, ihm ist mehr gelungen, als das, liebe Schwester! So sehr Julie den Charakter des Menschen auch verachtet — sie liebt ihn dennoch.

Es war eine rührende Scene, als sie mir das am Abend spät mit heißen Thränen gestand. Endlich brach sie sogar in versteckte, und eben darum desto schwerere Vorwürfe gegen uns Beide darüber aus, daß wir sie zu dieser Mummerei verleitet hätten. Sie erinnerte sich der Worte ihres Oheims Breisach, der einmal be-

hauptete: „das Herz muß den Mann wählen, die Vernunft nur die Wahl beurtheilen; denn die Liebe bedeckt tausend Fehler, aber die Vernunft kann keinen Irrthum verbessern.“ Das wiederholte sie oft; und — hat sie ganz Unrecht?

Wie sie nun ist — am folgenden Morgen stand sie ruhig auf, und sprach bald mit sehr vieler Fassung von ihrer Liebe zu dem Betrieger. Sie war aber entschlossen, den Fehler wieder gut zu machen. Und wie? fragte ich. „Ich werde meinen Cousin heirathen, wenn er ein Mädchen mit einem halben Herzen will. Vielleicht kann ich ihn nie lieben; doch immer werde ich meine Pflichten gegen ihn erfüllen.“

Morgen früh reisen wir von hier ab. Sie will ihren Oheim noch sprechen, und schreibt in diesem Augenblick an ihn.

Onkel Breisach ist hier gewesen, und sie hat ihm alles entdeckt. Der ehrliche Mann, dem ich anfange recht gut zu werden, las uns Beiden derb den Text über unsern Einfall,

aufs Heirathen auszugehen. „Ich kenne nichts Schlimmeres," sagte er, „als ein Mädchen auf Freiersfüßen. Und hättest du Gänschen nur überlegt, daß der junge Mensch, dem ihr ein solches Billet schriebt, wenn er auch nicht errathen hätte, daß es auf ihn abgesehen war, nothwendig üble Gedanken von euch bekommen mußte, sobald ihr euch verstecktet und vermummtet . . . Du kannst dem Himmel danken, daß er es nicht schlimmer gemacht hat!" Juliens Einfall, seinen Neffen, den er herzlich liebt, und der vor einigen Tagen hier angekommen ist, zu heirathen, fand er recht gut. „Nur, Julie, bitte ich dich," sagte er ernst: „keine Confidence gegen den Burschen. Er muß dich erst sehen, dann lieben, dann um deine Hand bitten. Ich schenke ihm nichts von der Form, um seines und deines Glückes willen." In einigen Tagen will er den jungen Menschen präsentiren. Schick uns den Wagen, je eher je lieber.

6.

Der Oheim Breisach an den Vater Breisach.

Nach Sicht dieses Briefchens läßt du anspannen und kommst. Es haben sich hier seltsame Dinge zugetragen. Cousine Julchen geht auf die Freierei aus, und trifft im Posthause, eine Station weit von hier, einen jungen hübschen Menschen, der einem Armen auf eine edle Art wohlthut. Sie denkt: das ist der Mann! und läßt ihm hier ein Billet zupraktisiren, worin sie ihn um Schutz bittet. Der junge Mensch geht bei ihr aus und ein, findet die Sache drollig, hält Julchen am Ende für ein Jüngferchen von gewisser Art, und giebt ihr recht derb den Abschied.

Das Alles erzählte mir Julchen mit Thränen, und versprach nun, deinen Sohn zu heirathen. Ich ging nach Hause, und fragte deinen Sohn, ob er seine Cousine wolle. Der gestand mir denn: er habe in dem Posthause, eine Station von hier, einem Armen etwas geschenkt, und so weiter. Kurz, dein Sohn

ist Julchens leibhaftiger Liebhaber. Kaum konnte ich mich enthalten laut aufzulachen. Ich liebe die Betriegerin noch immer! sagt er; und sie: ich schäme mich, daß ich den verächtlichen Menschen nicht hassen kann!

Nach zwei Tagen ließ ich denn meinen Neffen sich ordentlich auf Freiersfüße setzen, und fuhr mit ihm zu Julchen Breisach. Als wir in das Zimmer traten, schrie Julchen auf, und dein Sohn machte ein Paar Augen, so groß wie eine Melone. Ich frage: was ist denn, Kinderchen? Das ist Julchen, deine Cousine; und das Karl, dein Cousin!

Die Tante ruft: „um Gottes willen!" zieht mich in eine Ecke, und zischelt mir in's Ohr: „das ist ja der Betrieger!" Ich flistere ihr zu: „das weiß ich schon lange." Dein Sohn macht ein sehr einfältiges Gesicht, und raunt mir in's Ohr: das ist eben das Mädchen! — Ich antworte wieder leise: „das weiß ich schon lange." Julchen zischelt mir mit zitternden Lippen zu: das ist der Mensch! — Ich antworte: „den du liebst? Ein ehrlicher Kerl ist er, das kann ich dir sagen."

Die Schwägerin stand da, wie auf Eiern, die sie nicht zertreten wollte, und fragte: was soll denn das seyn, Herr Schwager?

Nun sagte ich laut, daß Alle es hörten: „weiter nichts, Schwesterchen, als daß die Beiden da einander ungefähr seit acht Wochen lieben. Der hier geht auf die Freierei aus nach Julchen; die da nach einem ehrlichen Manne. Das Schicksal führt sie Beide zusammen. Er hält sie, als er vor drei Tagen durch den armen Knaben erfährt, daß ein gewisses Billet wirklich ihm bestimmt gewesen ist, für eine Jungfer, die nach Männern fischt, und glaubt von ihr betrogen zu seyn. Das geht ihm durch den Kopf; nun liest er seiner Cousine den Text, und prahlt, daß Er sie betrogen habe. Sie hält ihn darauf für einen Bösewicht, womit sie ihm aber schweres Unrecht thut."

Jetzt warf die Cousine ihren Blick auf deinen Sohn. Er näherte sich, und kniete vor ihr nieder. Während dessen erzählte ich die ganze Begebenheit noch einmal recht umständlich, und gab der Cousine ein Paar Briefe,

die dein Sohn an einen Freund geschrieben, und die ich mir durch eine Staffette hatte kommen lassen. Das Ende vom Liede war denn: sie sanken einander in die Arme, schworen sich ewige Liebe, und baten für die gegenseitigen Beleidigungen um Vergebung.

Komm, Bruder. In vier Wochen ist Hochzeit. Besorge den Abschied für deinen Sohn; denn dienen darf er nicht länger.

Den Burschen aus Prag haben sie zu sich genommen, als den Engel, der sie zusammen geführt hat. Dein Sohn wird also endlich Hausvater, und — ich hoffe zu Gott — ein sehr glücklicher.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt der ganzen Sammlung.

Erster Theil.

I. Liebe und Tugend.

II. Das Räthselspiel.*

Zweiter Theil.

III. Die Harfenistin, oder die Liebe auf dem Riesengebirge.

Dritter Theil.

IV. Ida von Tokenburg, oder die Stärke der Eifersucht.

V. Der edelste Mann.

VI. Die Entdeckung der Insel Madera.

VII. Verbrechen aus Leichtsinn.*

Vierter Theil.

VIII. Die gefährliche Probe.*

IX. Liebe und Dankbarkeit.*

X. Die Stärke des Vorurtheils.*

Fünfter Theil.

XI. Die Strafe im Alter, oder die Folgen des Leichtsinns.*

XII. Die Versöhnung. Eine wahre Familienscene.*

Sechster Theil.

XIII. Die väterliche Gewalt.

XIV. Die Rache.*

Siebenter Theil.

XV. Der Hochmuth.*

XVI. Die Wirkungen der selbstsüchtigen Grundsätze.*

XVII. Die Stärke des Gewissens.*

XVIII. Verbrechen und Strafe.*

Achter Theil.

XIX. Das Nadelöhr, oder die Schwärmerei.

Neunter Theil.

XX. Die Intrigue.*

XXI. Die Schwäger.* 75

XXII. Der Freund.* 177

XXIII. Das Mädchen auf Freiersfüßen. 225

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Kleine Romane und moralische Erzählungen

Bd.: 9

Berlin 1802

P.o.germ. 784-9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113366-3
VD18 15446018-001